

Der Geiger auf der Zeil

Die Geschichte von Valentin
und seinesgleichen
Ein westdeutsches Märchen

von
Werwolf Ruprecht

Großsachsenheim,
Januar 1985
Albrecht wanner.

für Chantal und Rainer Jan. 85

gewidmet
 meinen Frankfurter Freunden
 und
 der Freiheit
 der es verdankt ist
 zu schreiben.
 Wo sie nicht ist
 werden die Sehenden schweigen
 und die Ohren der Redenden stumpf.
 gewidmet auch
 den Herren der Meinungsfabriken.
 Wo sie nicht wären
 würden wir singen
 den Vögeln gleich.

Inhalt

Zu Anfang	S.5
Mein Hexenring	S.6
Neujahrsfrieden	S.14
Das Feuer	S.25
Die Totengräber	S.36
Räderwerk	S.48
Der Fluß	S.62
Das Tor	S.72
Zauberkreis	S.83
Das Los	S.99
Geigentanz	S.112
Mondgesicht	S.120
Nachtrag	S.128
Zum Schluß	S.130

Der Geiger auf der Zelt

Yaşamak
bir ağaç gibi
tek ve hür
ve bir orman gibi
kardeşçesine
bu hasret bizim.

Leben
einzeln und frei
wie ein Baum
und brüderlich
wie ein Wald
ist unsere Sehnsucht.

Nazim Hikmet

Zu Anfang

An manchen Tagen bricht das Leben auf. Es brodelte in der Luft und funkelt in der Seele, bis es einen leisen Knall tut. Und im kleinen, privaten Garten des Ichs ist eine Blüte aufgeplatzt und ein Wunsch sieht einem ins Auge, den man schon lange pflücken wollte. Dann wacht man plötzlich auf. Es ist, als nähme man im Leben ein Bad. Man vergißt den wüsten Schlamm, der in einem und außer einem ist und so oft die Schuhe schwer macht und den Schritt müde. Dann ist man ganz da, lebt auf einmal in allen Poren und denkt nicht daran, ob es weitergehen und ob es zu Ende sein wird.

Und zu anderer Zeit, weit weg von diesen Tagen und dennoch mitten drin, geht als ein Golem der Alltag auf und ab, der Herr der Städte. Um ihn hasten und lärmten viele, lebende Menschen, und suchten ihr Leben. Mit verbundenen Mündern und trostlosen Blicken und greifenden Händen, die ins Leere fassen. Unter ihren Hüllen wuchern die Krebsgeschwüre der Ängstlichkeit, und sie sind auf der Flucht vor ihren Schicksalsverwaltern und vor der Großen Frage. Eilen als verschlossene Schatten vom Morgen zum Abend und über die Berge der Zeit; fliehen sehnend, beschmutzen ihre empfindlichen Zungen und holen weit aus im Ungewissen; schwimmen an gegen den Strom der Vergessenheit und suchen nach dem verschütteten eigenen Thema. Irren auf den Friedhöfen der Wünsche zwischen den Grabsteinen ihrer Sehnsüchte.

Zwischen ihnen wir. Überall stoßen wir an den Strom, der unsere Grenze bildet, von uns selbst geformt, von vielem entstellt, und uns nie eigen geworden. Suchen nach den eigenen Quellen, halten Ausschau nach der größeren Mündung.

Denn in der Mündung wird der Fluß zum Strom. Und die eigenen Anfänge bleiben bei allen im Dunkel.

Mein Hexenring

Als ich das Laufen gelernt hatte und immer wieder aus der Tür wollte, auf der in bunten Glitzerbuchstaben 'Welt' geschrieben stand, packte mir meine Mutter den Rucksack fertig, den sie in den Jahren gefüllt hatte. Bevor sie ihn zuschnürte, legte sie ein kleines buntes Büchlein hinein, in das sie geschrieben hatte, was ich wissen sollte. Auch mein Vater gab mir Dinge mit, einen Zirkel, einen Hammer und ein kleines ledernes Säcklein mit Buchstaben und gläsernen Schrauben.

Mein Weg führte an kleinen Häusern und Gärten vorbei und an Gänsen mit langen Hälsen; an der Hand hielt ich meinen Bruder, und während wir an den Taubnesseln und großen Wiesendolden entlanggingen, schlurften wir im Takt mit den Absätzen unserer Schuhe und schlenkerten dazu mit den Armen. Und irgendwann setzte ich mich auf den Samen von einem Löwenzahn und flog fort, zwischen Buchenbäumen und Dorfeichen hinaus in die Städte hinein. So kam ich an ein schmales Stück Weg, an einer stinkenden Hauptstraße entlang, um mich lauter Menschen und rasende Autos. Auf dem Rücken hatte ich die Schultasche, aus der ich links, wie ich es in den Bilderbüchern gesehen hatte, den Tafellumpen hängen ließ. So war es am ersten Tag. Doch mit der Zeit wurde mein kleiner brauner Ranzen schwer und schwerer, und ich wählte meinen Mund ganz riesig und meine Gestalt krumm und bucklig, und die fremden Leute schienen zu gaffen und zeigten unsichtbar mit langen Fingern auf mich. Jeden Tag wiederholte sich dieses Wegstück, und ich drückte mich eng

an den Hauswänden entlang, um mich vor den Stichen der Finger zu schützen und war jedesmal froh, wenn ich ankam. Die Lehrerin im Schulhaus war eine liebe Frau, die ein uraltes klapppriges Auto hatte, und was sie uns lehrte, war interessant und leicht, weil es neue Zusammenhänge waren. Manchmal lernten wir aber auch gar nichts sondern sangen. Eines Tages aber war sie fort. Vor uns stand ein Mann mit eckigem Kopf und fürchterlicher Stimme und brüllte uns laut an, so daß wir zusammenzuckten. Von nun an war alles, was wir machten, falsch. Auf dem Plan standen viele Stunden, es war aber immer das gleiche Fach: Es hieß Angst. Es wurde sehr eng, und ich wurde unzufrieden mit den lauten Stimmen, die immer mehr wurden. Mir gefielen die frechen und glatten Töne, doch die kamen von innen. So fand ich mich an einem Werktagmorgen in einer Kabine mit einem kleinen Menschen. Die Kabine war das Herrenklo und der andere war ein Zwerg. Er stank fürchterlich nach Tabak, und er zog aus seiner Tasche ein kleines Pfeifchen und aus der anderen ein Silberpapier, und während er murmelnd zu braten anfang, stieg ein grüner Rauch auf und trug uns fort.

Als ich zu mir kam, waren wir in einem großen engen Raum. Bis unter die Decke stand dicht der Rauch, und an den Tischen saßen Männer mit roten Augen vor riesigen Gläsern und starrten hinein, und Frauen keiften und faßten sich mit anderen Männern an. Über allem war ein unbeschreibliches Gewirr von Sprachfetzen und Gestank. Draußen vor den gelblichen Fenstern lärmten Baumaschinen, und ab und zu kam ein Bauarbeiter herein, Uli mit dem zer-

schnittenen Gesicht und dem abgesägten Finger, und holte Bier. In der Hand hielt er einen Krug, groß wie ein Eimer, den er sofort auf einen Zug austrank, nachdem er gefüllt war. Ich saß da und konnte es nicht fassen, das Geschrei um mich in der Enge, die versteckten und offenen Schläge, die Sätze, bei deren erstem selbst der, der ihn aussprach, zu wissen schien, daß keiner zuhören und etwas glauben würde. Ganz nah sah ich einen sitzen, der hatte eine Kette über dem tätowierten Arm und starrte mich böse an. Er rückte sich näher zu mir und zwängte mir Gläser mit Bier hinunter, fing an zu erzählen, unterbrochen von Alkohol und Tabakhusten. Von Schlägen und Schlagen und von Wunden und Orgien erzählte er, leise und stammelnd, denn es war keine glückliche Spur darin. Und plötzlich nahm er sein Glas, leerte es aus auf mich und zerschlug es am Tisch. Als ich ihn fragte, da fing er an zu weinen, seine kräftigen Schultern bebten, und er brach in sich zusammen. Jetzt erst spürte ich einen leichten Druck auf meinem Rücken, und als ich umschaute, war es der Arm einer jungen Frau. Sie schien mich schon lange angesehen zu haben, und ich versuchte, mit ihr zu sprechen und sie zu fragen. Doch sie legte mir den Finger auf die Lippen: Du mußt ihn für sich lassen, es hat keinen Sinn! Dabei zog sie meine Hand sanft zu sich und flüsterte mir etwas ins Ohr, das ich nicht verstand. Es war auch egal - meine Haut zitterte aus Angst vor ihren Händen, ihrem Mund, und sie schien es gar nicht zu spüren. Da sprang ich auf und rannte hinaus. Draußen war es Nacht und ganz still. In meinem Kopf spielte eine Musik immer wieder die Takte, in denen ich früher meine Kegel

im Hausgang umgeworfen hatte; etwas in mir schien umzufallen. Ich sah die Schatten der Nachtgestalten, der Häuser und Bäume, die sich um Wind wiegten, und ich schlief unruhig mit diesem Bild ein, bis ich aufstand und ein großes Papier nahm und der Nacht Farben gab, dunkelblau, grauschwarz, braune und grüne Schatten und zwischen den rasenden Wolken ganz hell ein Fleck: der Mond.

Am nächsten Morgen roch es so stark nach Frühling, daß es kaum auszuhalten war. Lüstern sprang ich in die kommenden Tage hinein, und an den warmen Abenden rauchten wir Pfeifen und hörten zu, wie einer aus Demian vorlas. Ich war unruhig: Als ob ein Dämon in mir Raum genommen hätte, der wilde Musik machte und Vorstellungen kaputtschlug, dabei ganz glücklich lachte und mir zuschnarrte. Er tanzte ums Feuer, strich uns über Brust und Rücken und Geschlecht und zog um uns einen weiten Kreis von roten Fliegenpilzen, den großen Hexenring, in dem unsere Körper, Augen und Gedanken von jetzt an wachsen sollten.

Überm Tal der Dore hat man einen ganz weiten Ausblick nach Süden. Dort saß ich und schaute hinüber in die Herzberge, von woher seit Jahren nur fette, schwarze Regenwolken zu kommen schienen. Alles war naß. Wenn ich ging, quietschte in den Schuhen die Nässe zwischen den Zehen, und um nicht zu frieren, trank ich am Abend Wein und kroch in den Schlafsack. So überfiel mich in der Nacht der Traum, warf sein Netz über mich und riß mir die Augen auf:

Es war winter. Wir zogen uns warm an, Schal, Mäntel und Handschuhe und gingen hinaus. Draußen stand ein roter Streifen am Abendhimmel und warf einen feinen Schein auf

den Schnee, und wir faßten uns an den Händen und stapften los. Der Schnee war tief, so daß das Gehen sehr anstrengend war und der Atem ganz heiß dampfte. Endlich kamen wir an einen Zaun, vor dessen Tor wir stehenblieben. Es war kein richtiges Zauntor, es war eher ein Gatter, denn um hineinzugehen, mußten wir es hochheben und zur Seite tragen. Ich sah sie an. Ihr Gesicht schien ganz rot zu sein von der frischen Luft, und das Mondlicht zeigte darin Schatten und Linien, so daß es ganz fremd aussah. Es war still um uns, ganz still. Gehst du mit hinein? Ich nickte. Aber ich war verwundert über die Frage, denn wir waren doch den ganzen Weg zusammen gegangen. Es schien eine Obstbaumwiese zu sein, doch zwischen den niedrigen Apfelbäumen standen andere, unpassende Bäume, hohe Tannen und wilde Kiefern und in der Mitte eine riesige Eiche. Ihr Stamm war sehr kurz, die Äste zweigten gleich über dem Boden ab, und die Krone schien übermäßig schwer und eine riesenhafte Last zu sein. Gleich bei den ersten Schritten merkte ich, daß der Schnee hier viel tiefer war als draußen vor dem Zaun. Ich sank mit jedem Schritt tiefer ein, und über die Stiefelhäse spürte ich Nässe und Kälte in die Socken kriechen. Ich streckte nach ihr die Hand aus, doch sie entzog sie mir mit einem kurzen verständlichen Ton. Es wurde anstrengend. Sie ging immer schneller, vielmehr kam es mir so vor, denn wie sie vor mir herging, da merkte ich, daß sie ganz normal auf dem Schnee ging, nicht einsank wie ich. Sie war jetzt weit vor mir, und ich begann zu hüpfen und springen, um mitzukommen. Ich wollte nicht zurückbleiben. Aber irgendetwas in mir fing an zu zweifeln. wäre es nicht besser, ihr zu ru-

fen, sie solle langsamer gehen, vielleicht warten? Es war doch seltsam: Beide gingen wir auf demselben Schnee, und nur ich sank ein. Unser Abstand war größer geworden. Bei jedem Schritt brach ich bis über die Knie ein und keuchte wie bei einem Wettlauf. Jetzt blieb sie stehen. Sie drehte sich um, anscheinend wartete sie. Die letzten Schritte auf sie zu gingen leichter, der Boden wurde wieder fester. Da, sagte sie und ihre Stimme klang wieder ganz fremd, da gehe ich jetzt hinunter! Sie deutete zur Seite hin nach unten. Ich sah ein paar steile Steinstufen, die glänzten eisig und unten murmelte unterm Eis ein Wasser. Sie stieg hinunter, und ich sah sie auf dem gefrorenen Bach gehen, leise und sicher entfernte sie sich. Ich brach sofort ein. Eiseskälte stach mir in die Beine, und so sehr ich ruderte, das Loch wurde immer größer. Irrend kam ich ans Ufer und torkelte zurück; an die Schläfen drückte ein Feuer und es wurde unendlich heiß bis ich brannte vor Schmerz. Etwas sprang durch mich hindurch, klirrte grell und weckte mich auf.

Um mich standen viele Männer. Sie hatten ein Gewehr aufgebaut und auf mich gerichtet. Einer saß da, fragte mich aus und schrieb alles auf. Hinten sah ich andere mit Sensen und lauten Maschinen, die machten alles nieder, Löwenzähne, Pilze, Apfelbäume und bauten einen Stachelzaun um meinen Ring. Um zwanzig Uhr temporis vitae, hieß es, müsse man mich erschließen.

Da lief ich zurück durch die Zeit von den frivolen Gesichtern der Städte hinaus aufs weite Land, an den Ackern und an den Dörfern mit den ummauerten Friedhöfen vorbei und

lief so lange, bis ich einen freundlichen Baum fand. Unter dem schlief ich ein. Dort weckte sie mich. Über mein Gesicht hatte sie ihre Haare gelegt und preßte meine Hand auf die Brust, wo ihre Wunde war. Einen Tag blieben wir liegen, dann schob ich sie weg; es wurde mir zu eng. Mit der Dunkelheit brachen wir auf. Wir gingen lange, an den Beerengärten vorbei, dem Pfeifen des Vogels nach, unter bösen und guten Bäumen hindurch, bis wir an die Lichtung kamen. Dort blieb sie stehen. Die Nacht war hell vom Mond, und ich sah ihr Gesicht ganz nah und ihre Augen darin wie warme dunkle Tiefen.

Es ist uralt und gilt noch immer, sagte sie leise. Es ist das Geheimnis vom Leben und Wachsen, von Geben und Nehmen, von Tag und von Zeit: Das Schöne ist immer auch das Gute. Und sie gab mir einen Kuß auf die Stirn. Wir gingen durch das Farn der Lichtung hinein in die Nacht, ohne zurückzuschauen. Aber am Morgen begann ich, hart und zweifelnd zu werden. Da hat sie einen Besen aus dem Wald gezogen, ist hinaufgesprungen und ganz langsam fortgeflogen. Leben ist fliegen, sagte die kleine Hexe.

In einer Nacht begegnete mir ein Mann. Er hatte seinen Körper in der Mitte auseinandergerissen und zeigte mir sein Inneres als Äußeres. Was ich liebe, das macht mir Angst, sagte er. Die Angst hat mich das Folgen lernen wollen, da mußte ich fliehen. Und er malte mir ein großes Fragezeichen auf die Stirn.

In der Nacht begegnete mir ein Mann. Dieser Mann war ich.

(Absatz)

Noch oft wird der Mann mir begegnen. Er wird mir den armseligen Trotz harter Gesichter zeigen und dunkle Bilder des Zweifels. Er wird den Haufen des Versäumten nehmen und ihn mir ins Gesicht werfen, und wird ganze Tage in den elenden Abgrund des Sinnlosen hinunterziehen.

Er wird mir Richter, Anwalt und Angeklagter zugleich sein, wie er es in jedem ist. Und wird einen Spiegel vor mein Gesicht halten und in seiner leisen, freundlichen Sprache sprechen, die auf alles horcht und alles ahnt, und der es so schwer ist zu folgen.

Und hier beginnt diese Geschichte.

Neujahrsfrieden

Ginge ein Jahr wirklich zu Ende: Man begriffe es nicht, man glaubte es kaum; hielte noch einmal inne, um Luft zu schöpfen, schnell einen Ausweg zu suchen, bevor die mächtige Flut alles mit sich nimmt in ihrem dunklen Strome, wo nichts war und nichts ist und nichts wird.

Noch aber ist das Leben nicht vorbei, noch gibt es ein Heute, noch treibt das Morgen seine Wurzeln. Noch. Wenn ein Jahr zu Ende geht -, wenn die Zeit zu Ende geht -, wenn das Leben zu Ende geht - man stürbe aus Angst vor den Enden, wäre nicht Hoffnung.

Es war nicht lang vor Mitternacht. Vereinzelt flogen über der Stadt schon Leuchtkugeln in die Höhe, eine grauhelle Spur hinter sich ziehend, um am höchsten Punkt zu brechen, kurz aufzuleuchten und jäh in der Dunkelheit zu verschwinden. Die Tür zum Balkon war halb geöffnet, und wir standen draußen und schauten in die Nacht hinaus. Aus dem Raum hinter uns drang laute Musik, nicht minder hart klang es vom Wohnzimmer des Nachbarhauses herauf. Im Hochhaus nebenan stand auf dem Balkon ein Vater mit seinen Söhnen, beschäftigt mit den Vorbereitungen für den großen Schuß um Mitternacht. Unten, am Telefonhäuschen, versuchten zwei Betrunkene vergeblich, auf die Beine zu kommen; sobald der eine es geschafft hatte und den anderen an den Armen packte, fielen beide wieder um, und das ganze begann von vorne. Auch im Altersheim drüben war noch Licht; anscheinend wurde auch dort gefeiert.

Die Nacht war wunderschön. Zwar hatte es heuer noch nicht geschneit, aber die Luft war kalt und frisch; es schmeckte nach Schnee. Beim Schnaufen fuhr der Atem als dichte Wolke

aus und verdampfte in der Kälte. Mehr und mehr funkten Blitze über der Stadt, allerorts krachte und heulte es auf, alles schien sich auf einen Augenblick hin zu steigern. Der Nachbar vom Hochhaus hatte inzwischen eine ganze Batterie aufgebaut. Eine Rakete fuhr los, dicht gefolgt von einer zweiten, zischte steil in die Nacht, funkensprühend, erbrach sich in violetten, blauen und roten Kugelblitzen. Drüben begannen die Glocken der Kirche zu läuten, und noch lauter hob es zu schießen an, tausend Farben sprengten die Nacht, Blitze stellten die Fassaden der Häuser in grasses, farbiges Licht, einmal tiefrot, dann wieder blau und gelb, dazwischen lautes Funken und Pfeifen. Manchmal war es für den Bruchteil eines Augenblickes still, um gleich wieder von schrillen Lichtern und grellen Tönen zerrissen zu werden. In das bunte Durcheinander mischten sich Fetzen des Liedes, das der Posaunenchor vor der Kirche angestimmt hatte, ... der du die Zeit in Händen hast ..., und drinnen auf dem Fest lief in voller Lautstärke ein anderes Lied: ... tones, stones, broken panes ... Noch einmal brauste das Feuerwerk auf, dann legte sich langsam die Nacht über die Stadt.

Schweigend blickten wir in die Dunkelheit hinein. In den meisten Häusern gingen nach und nach die Lichter aus. Oft, wenn wir zusammen waren, lag dieses Schweigen zwischen uns, kein verlegenes Nebeneinanderstehen, vielmehr war es, als begänne es auf eine heimliche Art zu drängen in jedem von uns, wie er sich dem anderen mitteilen könnte.

"Seltsam, wie laut und bunt ein neues Jahr anfängt", besann sich der Freund. " - im letzten Jahr wollte ich nichts wissen von dem ganzen Spektakel, ich habe mich verkrochen und

bin früh zu Bett gegangen, alles schien mir absurd. Aber in diesem Jahr habe ich mich gefreut - "

"Hast du keine Angst vor dem neuen Jahr?" fragte ich.

"Es mag schon sein. Sicher habe ich auch Angst davor, wer hätte die nicht? - Hast du dich nicht gefreut?"

"Ja, - aber mehr auf heute, auf dieses Fest und seine Augenblicke. Was das neue Jahr bringt - ich mache mir viel zu viel Gedanken darum", sagte ich und schüttelte den Kopf. "Die Zukunft ist ein Gespenst. - Zu viel schwarze Wolken über allem, ein Jahr noch..."

"Ach, wo denkst du hin!" sagte Fernand. "Weißt du, wenn ich mich freuen kann, dann gefällt mir das Leben. Und Silvester gefällt mir heute so besonders, weil es keinen Tag sonst gibt, an dem so deutlich und spürbar ist, daß er bald vorbei sein wird. Es ist, als wäre ein ganzes Jahr in einen einzigen Tag gedrängt, und wenn es dann Mitternacht wird und es braucht nur noch eine Sekunde, daß das Jahr Vergangenheit wird, weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll. Vorhin, beim Feuerwerk, da war es, als stünde die Zeit still und das neue und das alte Jahr würden sich schneiden und verschmelzen in einem Punkt."

Ich lachte: "Vielleicht gaben die sich einen Neujahrskuß!" -

Es hatte angefangen zu schneien. Um uns fielen die ersten Schneeflocken, schwebten leicht und sacht zur Erde, alle dem gleichen Ziele zu und doch jede einzelne auf ihre eigene Art und Melodie; sangen von Zeit und Reisen, von Einssein und Fremdsein, von Schicksal und Tod...

Schicksal, was ist das? Wer stellt ihm die Uhren? -

Drinnen war die Stimmung auf einem Hochpunkt angelangt. Der ganze Raum war übersät mit Konfettischnitzeln und Papier-

schlangen, überall Wein und Tanz, glänzende Augen und nasse Gesichter, Ausgelassenheit und Lust.

Mitten im Raum auf einem Tisch, einen großen Krug in der Hand, hockte der alte Justus Fiedler. Hochrot war sein Gesicht, selig der berauschte Blick, und als er uns kommen sah, richtete er seinen krummen, verkrüppelten Körper auf und hob seinen Krug in die Höhe.

"Freunde!" rief er aus. "Freunde, hört! - "

Er kletterte auf einen Stuhl und begann zu reden:

" - lasset uns trinken das Leben
aus einem silbernen Krug
und den roten Saft der Reben
schmecken in endlosem Zug!

Lasset uns feiern das Heute
in einer trunkenen Schlacht
uns uns küren die Freude
zur Königin der Nacht!

Laßt uns den Kanon anstimmen
noch einmal stillen den Durst
laßt unser Dasein erklingen
mit Brust an der Hoffnung Lust..."

Verwirrt starrte er vor sich hin, suchte nach dem Sinn des Gesagten, dann wankte er, verlor das Gleichgewicht und fiel taumelnd zu Boden...

Einige hatten aus Brettern und Platten eine provisorische Bühne aufgebaut; eine Stange, über die Gardinen geworfen waren, diente als Vorhang, ein paar Lampen auf dem Fußboden der Beleuchtung. Ein Neujahrs-Nacht-Theater würde geboten, so war zu vernehmen. Es dauerte eine Weile, bis die Gesellschaft zur Ruhe gelangt war und alles seinen Sitzplatz gefunden hatte, doch dann besiegte die Neugier auf das kommende Stück alle Unruhe.

(Absatz)

Als man den Vorhang aufgezo-gen hatte, war zur linken Seite ein Tischlein zu sehen, vor dem in einem Sessel ein Mann, als nobler Herr verkleidet, saß. Er schlurfte aus einer Tasse Kaffee, und über den Knien hatte er die Zeitung ausgebreitet, die wichtige Leute hierzulande lesen.

Auf der rechten Seite der Bühne stand ein größerer Tisch. An diesem saß in gewöhnlicher Kleidung Fernand, eine Zigarre im Mund und gelangweilt in einer anderen Zeitung blättern-d, offensichtlich einem Exemplar der 'Dummheit'. Neben ihm aber lehnte, die Beine ausgestreckt, eine Ziehharmonika vor der Brust und einen Jägerhut mit überlanger Feder auf dem Kopf, eine Frau. Auf dem Tisch stand eine Fernsehmaschine. Über ihnen war an die Wand des Raumes, die zugleich die der Bühne bildete, ein Papier geheftet mit der Aufschrift:

Neujahrsfrieden.

Zunächst war es still. Der Herr im Anzug las in seiner Zeitung, Fernand paffte vor sich hin, die Frau - es war Lena - quietschte auf dem Instrument.

"Ich bin der Fabrik- und Kriegsgeneral Eisenteufel!" sagte da laut der Herr im Anzug und warf ein Geldstück in die Luft.

"Ich bin ein gemeiner Mann, Alfons Maier heiße ich, sechsundvierzig Jahre, geschieden, ein Kind", sagte Fernand alias Maier und fing das Geldstück auf.

"Ich bin die pubertäre Tochter", sagte Lena.

Da trat eine weitere Person auf die Bühne: eine Frau. Die hatte ein weißes Gewand um, an dem ein langer, schwarzer Trauerflor hing. Sie trat zwischen die Tische und sprach: "Ich bin die Fee Futura. - Sagt mir: Was wünscht ihr euch vom neuen Jahr?"

"Waas!" ertönte es von allen Seiten, aber der Polizeianführer fuhr fort:

"Es ist so! Seit dem 1.1. dieses Jahres, seit zwei Stunden also! - Bückerei!" sagte er zum Adjutant, der die Hacken zusammenschlug und gierig seinen Hals reckte, "gehen Sie und holen Sie das Gesetzbuch!"

Der Genannte verschwand sofort, und der Luftnant ließ seinen Blick in der Runde kreisen. Anscheinend suchte er nach einem Verantwortlichen.

"Wer ist hier der Veranstalter?" fragte er dann Justus Fiedler, dem er am nächsten stand. Dieser, wie schon gezeigt, nicht mehr gänzlich Herr seiner Sinne und zudem, aufgrund einschlägiger Erfahrungen, von einer großen Furcht vor allem Amtlichen besetzt, brachte nur ein wirres Stammeln heraus:

"Sind wir alle, mein Herr, ist auch niemand, mein Herr - " Dem intensiven Atemgeruch nach wußte der Luftnant sogleich, woran er war und wandte sich an einen anderen. Doch nirgends erfuhr er eine brauchbare Antwort. Vielmehr schlug ihm Erstaunen und Wut entgegen, so daß er endlich, um unter der Hilflosigkeit nicht die Würde des Amtes zu verlieren, die Verhaftung der Mundharmonika, der Vorhangstange, des Trauerflores und des Jägerhutes anordnete.

Inzwischen hatte der Adjutant seinen Befehl ausgeführt und erschien mit einem dicken Buche auf der Szene. Er reichte es dem Anführer, der es nahm und eine Seite aufschlug.

"Hier! Sehen Sie! Seite 1332 unten!" sagte der Anführer und legte das Buch auf den Tisch:

"Gem.Nachr.Bl.Pol.Verfogg.Min.Az.17467/
IIIC, ist ab Erstem Erstem (1.1.) d.J.
zur Sicherstellg. der Öff. Ord. jede
Veranstaltg. zu unterb. welche das
Zus.treffen vierer (4) oder mehrerer

"Was für eine Frage!" schrie der General, "Geld, Geld und nochmal Geld! - doch nein, was wünsch' ich mir Geld - Macht will ich haben, dann kommt der Rest von allein! Orden will ich, gutes Börsenwetter, gute Karriere!" schrie er noch lauter und wieherte wie ein Zugpferd.

"Glück, Glück, nur ein Glück wünsch' ich mir, gute Fee!" rief da der Mensch mit Namen Maier. "Ein Glück im Lotto und ich bin ein gemachter Mann! Laß mich nur ein Mal gewinnen, gute Fee, nur e i n Mal!"

Da wandte sich die Fee an seine Tochter: "Und du?" fragte sie, "hast du keinen Wunsch?"

Einen Moment war es ganz still, dann sagte sie: "wenn nur das Wünschen helfen könnte -, ich wünschte tiefe wurzeln, die niemand vergessen kann, ein Gedächtnis, klar wie Wasser, eine Arbeit, die mir gut ... "

Da fing der General laut und fett zu lachen an, und ihr Vater griff sich an die Stirn, und entschuldigend sagte er zu den anderen, die Zuschauer spielten:

"Meine Tochter - sie spinnt!..."

In diesem Augenblick tat es einen Schlag, und die Türe neben der Bühne sprang auf. Herein stürmten fünf Polizisten mit Maschinenpistolen. Eine Sekunde lang schauten sie verdutzt auf die Fee im weißen Gewand und auf den General, dann auf die Zuschauer; schließlich blieben ihre Augen auf Lena mit der Ziehharmonika und dem Jägerhut hängen.

"Was ist hier los! Machen Sie das Licht an!" brüllte einer der Polizisten, anscheinend der Anführer, worauf ein zweiter, offenbar sein Adjutant, "Jawoll, Herr Luftnant!" ausrief und das Licht anknipste.

"Wissen Sie nicht, daß das Theaterspielen ohne Genehmigung verboten ist?" fragte der Luftnant den General.

Pers. zu anderen als kulinarischen, sportlichen, wehrertüchtigenden, gesangsfördernden, musikunterhaltenden Zwecken betreibt ausgen. staatliche und industr. Institutionen - "

Nach dieser Belehrung wies der Luftnant seine Begleiter an, die verhafteten Gegenstände in Gewahrsam zu nehmen, und die Vorhut der Ordnung verschwand durch die Tür.

Durch diesen Vorfall war das Fest erheblich gestört. Jammer und Wut kamen auf, hie und da entlud sich das Erlebte in wüstem Geschimpfe. Dann aber fing man wieder an zu tanzen und zu feiern, und friedliebende Zungen konnten schließlich auch die ganz Aufgebrachten beruhigen, die ausziehen wollten, 'den Kerlen das Maul zu stopfen'...

Als es um die fünfte Stunde des neuen Jahres leer wurde in dem kleinen Saal, blieben nur wenige zurück.

Ich saß allein an einem Tisch; müde war ich nicht, ich hörte einer fremden, schönen Musik zu. Noch nie hatte ich dieses Stück gehört, und doch traf mich jeder Ton.

Ein Klavier wurde von einem Orchester begleitet, das sich einmal im Hintergrund hielt um dann aber, unerwartet und laut, hervorzutreten, und gleich wieder vom lauterem Stakato des Pianos verdrängt zu werden. Zugleich wechselten Rhythmus und Ausdruck beständig, heftiger, schlagender wurden die Folgen, fielen ab und steigerten sich, wuchsen an und rissen mich mit.

Mir war, als hätte ich in diesem Moment jede Musik verstehen können. Ich stellte mir vor, ein einziges Instrument würde die Töne eines ganzen Lebens fassen, ein Klavier wie dieses, - nein, eine Orgel, - nein, eine Flöte! Jeden Ton würde verstehen, das Fallen und Steigen, die Höhen und Tiefen, alles

würde letztlich nur der verstehen, dessen eigenes Suchen und Versuchen jene Musik wiedergäbe. Wenn sie mein, Valentins Leben, absänge - gleich zu Anfang kletterte sie in wilden Triolen hinauf und hinunter und spielte vor sich hin, um plötzlich erschreckt zu werden in lautem Trommelschlagen, das die brüllende Stimme meines ersten Lehrers wieder lebendig werden ließ; würde weiterklettern und höher und höher - und ich stünde da und würde nur eines: Staunen. - Ich war ganz versunken in meine Bilder, so daß ich nicht merkte, wie Lena zu mir an den Tisch kam.

"Willst du allein sein, oder bist du müde?" fragte sie.

Ich wachte auf.

"Nein, nein, - ich habe dieser Musik zugehört. Was es wohl für ein Stück ist?"

"Es ist ein Konzert von Rachmaninow, das Zweite. - Ich habe es aufgelegt", fügte sie hinzu. "Es wundert mich, daß es Dir gefällt, - sonst hörst du doch lieber laute, harte Musik! - "

Ich antwortete nicht. Gibt es einen Menschen, der nur harte Musik liebt? - Ich nahm einen großen Schluck Wein.

"Alle trinken heute so viel, Valentin, warum müssen sie nur trinken? Gibt es keine andere Freude?" fragte sie und sprach es, als ob ich es wüßte.

"Ja, ich trinke heute sehr viel! Heute habe ich Durst, unendlich großen Durst. Manchmal habe ich diesen Durst, dann ist es, als ob ich allen Durst, den ich jemals hatte, und alles Leben und alle Lust und Wiederlust endlich stillen müßte. Ein riesiges Glas würde ich mir wünschen - aus dem könnte ich trinken, und es würde nie leer, sondern füllte sich ständig wieder von neuem. - Manchmal habe ich Angst,

daß dieser unbändige Durst nie gestillt sein wird, daß ich einmal alt sein werde und ihn noch immer habe und es bereue, ihn nie ganz gestillt zu haben..."

Ich sagte dies und wußte wohl, daß ich heute trinken könnte, so viel ich wollte, und dennoch durstig bliebe. Dieser Durst war nicht zu stillen. -

Sie tippte mir mit dem Finger an den Kopf:

"Wenn du so sprichst - ich glaube, daß du immer Durst haben wirst, solange du lebst. Vielleicht ist es deine Art, das Leben zu empfinden. Könntest du ihn auf ein einziges Mal stillen - wahrscheinlich wärest du dann tot!"

Ich blickte sie an. Es klang sehr ernst, was sie da sagte, doch plötzlich mußte ich grinsen.

Ein unpassender Gedanke schob sich dazwischen. Denn hinten am Tisch saßen Justus Fiedler und sein Kumpan. "Horridoo, horrido - " dröhnte es von dort. Ja, diese Nacht war ein Fest, da gab es kein Aufheben mehr auf morgen, - es war soweit: Das letzte Jahr war angebrochen!

"Ich werde Justus Fiedler Gesellschaft leisten!" sagte ich und stand auf. Doch gleich kehrte ich wieder um:

"Wie wäre euer Stück weitergegangen?"

"Es wäre ein kurzes Stück gewesen, sie hätten ihre Monologe gehalten, der eine von seinem Alltagstrott, der General von seinem Durst nach Macht, die Tochter von ihren Wünschen..."

Von seinem D u r s t !

"Und weiter nichts?"

"Doch. Die Fee wäre zurückgekommen und hätte jedem seinen Wunsch erfüllt. Dem General hätte sie eine Aktie gegeben über viele Fabriken, dem Alfons einen Geldschein mit unendlichem Wert, und mir ein leeres Päckchen - "

"Was für ein leeres Päckchen?" staunte ich.

"Nur ein einziges Wort wäre darauf gestanden, espérance - Hoffnung. Verstehst du?"

Ja, ich verstand, und verstand nicht. Sie alle wußten doch, was uns in einem Jahr bevorstehen würde. - Gab es da noch Hoffnung?

Sie gab mir die Hand: "Hab ein gutes neues Jahr! - Vielleicht hast auch du einen Wunsch - "

Ich blieb bis in den Morgen bei den beiden sitzen. Ich dachte an die Fee, was ich wohl sagen würde, wenn sie mich einmal fragte. Doch es fiel mir nichts ein.

Wir tranken noch viel, und ich wußte, daß ich nicht genug bekommen würde. Erst, als es bereits hell wurde, legte ich mich hin auf eine Couch in der Ecke des Zimmers, um zu schlafen.

Als ich gegen Mittag aufwachte und, noch benommen vom Wein und der Nacht, auf den Balkon ins Freie trat, sah ich, daß es den ganzen Morgen geschneit hatte. Noch immer tänzelten die Flocken vom Himmel, zogen der Stadt das weiße Neujahrskleid an. Und in ihren Tanz und Zauber hinein sagte ich meinen Wunsch.

In einem Land möchte ich leben
wo die Sonne meine Haut braun macht
und die Luft gesund ist und saftig.
Das Glück sollte aufgehen auf der Erde
und das Unglück keine Messer werfen können -
Alles sollte Wurzeln schlagen
ganz tief, bis unters Felsige ...

Das Feuer

Ein paar Tage später und das neugeborene Jahr war so grau und blaß geworden wie das gerade vergangene. Die Alltage reihten sich ein in ihr altes Nacheinander und gaben sich wieder den Mächten der Gewohnheit hin, die den Fluß der Zeit glatt und schlüpfrig fließen lassen. Die Menschen gingen am Morgen zur Arbeit und am Abend blaß nach Hause, die Schüler gingen zur Schule, die braven Kinder waren anständig und die bösen unanständig. Und die Schwermütigen führten wieder in den Anlagen ihre Schwermut und die alten Leute ihre Hunde spazieren. Manches änderte sich im kleinen, vieles blieb gleich und folgte bieder seinem vorgezeichneten Gang.

Während auf dem Land draußen tief der Schnee lag, war in der Stadt nur brauner Schlamm und kalter Matsch geblieben. Der Verkehr spritzte die Fußgänger naß, die sich an den Hauswänden entlangdrückten, und wer nichts zu besorgen hatte, blieb am besten zu Hause in der warmen Stube.

Nichtsdestotrotz herrschte im Herzen der City geschäftiges Treiben. Hier und da stand ein Christbaum, an den Leitungen über den Straßen hingen Weihnachtssterne, und die Auslagen der Schaufenster zierten Kerzen und Stanniol. Mit hochgeschlagenen Kragen hasteten die Menschen von Geschäft zu Geschäft, stumm ihr Gesicht einander verbergend, und auf der Glückstraße schob sich die Masse ineinander, Hüte, Ärmel, Bäuche strebten aneinander vorbei, jeder einem fremden Ziele zu. Fernand und ich hatten uns am Denkmal

Fortunas getroffen und schwammen mit im dichten Strom der Menschen, ständig darauf achtend, daß wir uns nicht verlören. Über uns hingen schwere, graue Wolken, und in dem riesigen Menschengewühl war eine gedrückte Stimmung zu spüren, vor der ein jeder zu fliehen schien. Auf einmal stockte der Fluß. Irgendwo schien es einen Auflauf zu geben. Eilige Passanten schimpften und versuchten, sich vorwärtszukämpfen, die meisten aber blieben stehen, reckten die Hälsen und drängten sich in die Richtung der vermuteten Attraktion. Auch wir waren neugierig auf das, was es geben mochte. Ganz vorne, etwa in der Mitte der Glückstraße, war zwischen den Köpfen der Masse hoch über der Straße eine Gestalt zu sehen, die auf einem Seil vom Dach eines Hochhauses zum Gegenüberliegenden zu balancieren schien. Es war nichts Genaues zu erkennen, denn eben dort, weit vor uns, stieg aus der Straße ein dichter Rauch auf. Je näher man kam, desto enger standen die Menschen. Eine verhaltenene Unruhe war am Gären, als ob etwas Unglaubliches geschehen würde. Ein Raunen ging durch die Masse; von einem Tänzer, der auf einem Faden die Straße überqueren wolle, war die Rede, andere flüsterten von einem Wundermenschen, der angekündigt habe, daß er fliegen könne; doch keiner wußte Genaues und jeder war unruhig. Eine alte Frau, mitgetrieben im Fluß, bekreuzigte sich immer wieder und murmelte vor sich hin.

Als wir näher kamen, vernahmen wir das wilde Spiel einer Geige. Hoch über den Köpfen war ein Seil zu sehen, das von den obersten Stockwerken der gegenüberliegenden Kaufhäuser gespannt war. Auf diesem balancierte ein Mensch.

In den Händen hielt er einen langen, goldenen Stab und auf dem Kopf hatte er eine purpurrote Zipfelmütze, wie auch sein Kleid in einem tiefen Rot gehalten war. Von unten aber, von der Straße, stieg schwarzer und dichter Rauch auf, als ob ein großes Feuer brennte.

Es gelang uns, auf die große künstliche Eiche zu steigen, die in der Mitte der Glückstraße in den Asphalt gesteckt war. Wir sahen auf der Straße ein großes Feuer. Um das Feuer herum sprang, wild auf einer Geige spielend und immerzu eine gleiche Melodie schnarrend, ein kleiner, dunkelhäutiger Mensch. Er war etwa so groß wie ein vierzehnjähriges Kind und so klein wie er war auch das Geiglein, auf dem der winzige Bogen auf und ab fuhr wie ein Blitz.

Der Seiltänzer dort oben aber ging sehr langsam. Vorsichtig setzte er Fuß vor Fuß, höchste Konzentration schien ihn zu halten, und die Menge unten stand stumm und starrte. Als der Tänzer in der Mitte des Seiles angelangt war, gerade über dem Feuer, um das der Geiger hüpfte, wirbelte er plötzlich seinen goldenen Stab um die Hand; man sah ihn mit der anderen eine schnelle Bewegung machen und eine Flasche aus der Tasche seines Rockes ziehen. Für eine Sekunde hielt er sie hoch, dann goß er sie aus ins hochauflodernde Feuer unter sich, und mit einem schrillen Schrei sprang er vom Seil in die Tiefe und die Flammen. Ein furchtbarer Tumult brach aus. Die dichte Menschenmenge, die zuvor in atemlosem Schweigen verharret hatte, stob zurück vor den Flammen. Schreie, schrilles Entsetzen, eine aufs höchste gedehnte Spannung war kurz vor der Explosion. Irgendwo wurde Wasser herbeigeschafft und

in die Flammen gegossen, doch als das Feuer besiegt war, fehlte von dem seltsamen Tänzer und dem tanzenden Fiedler jede Spur.

Nun muß man wissen, daß jene beiden Kaufhäuser auf der Glückstraße die bekanntesten in der ganzen Stadt waren, wenn sie auch sonst nichts gemein hatten.

Das zweite der beiden Häuser trug den Namen der Straße: Es hieß Glück. Es war ein älteres, fast heruntergekommenes Haus aus der Kaiserzeit, das einzige, das vom Krieg hier stehengeblieben war. An seinen Eingängen saßen für gewöhnlich ganze Scharen sogenannter gescheiterter Existenzen, und doch bildete dieses Haus das Ziel des größten Teils der Massen, die sich durch die Glückstraße wälzten und in den rauchigen Eingängen des Glücks verschwanden.

Ihm gegenüber lag, vornehm aufgemacht und nobel, gesichert durch Schranken und Portiers gegen den Zustrom der Masse, sein stolzer Widersacher: das Hause Macht.

Unter der Menge draußen ging indessen ein heftiges Streiten los, wohin der rote Tänzer und sein tanzender Gespieler verschwunden sein könnten. Weil nun die Straße völlig verstopft war, mußte eines dieser Häuser der einzige Weg sein, den die beiden geflohen waren.

"Ins Glück ist er!" schrienen die einen, "Nein, in die Macht!" schrienen die andern, und so strömte ein Teil der Masse hierhin, der andere dorthin.

Die meisten hatten das Haus Macht noch nie betreten und jetzt, da keine lästige Angst vor Verantwortung hinderte und keiner mehr auffallen konnte als der andere, strebten sie dorthin. "Ihm nach!" tönte es, und die Wächter in den

goldbetreßten Fräcken wurden beiseitegespült, die Eintrittsschleußen niedergewalzt und die Fensterscheiben klirrten unter dem Druck der gesichtslosen Flut. Ich sah Fernand im Strudel verschwinden, brüllte ihm nach, wollte ihn fassen, da wurde ich selbst nach vorne gestoßen und mitgerissen, die riesige Rolltreppe, die unter der Last den Gang versagt hatte, hinauf, wo ich mich endlich dem Strom entreißen konnte. Ich fand einen Platz, wohin ich mich stellte, während der tollgewordene Menschenstrom an mir vorbei flutete, tiefer ins Herz des Glücks hinein.

Ich holte Luft. Erst, als die vielen vorbei waren, nur noch ein paar Nachzügler hinterherhasteten voller Angst, sie könnten sich versäumen, setzte ich mich auf einen Stuhl und sah mich um.

Noch nie war ich hier gewesen. Ich bemerkte, daß von allen Seiten her sanfte, leise Musik zu hören war. Überall waren künstliche Blumen aufgestellt, dazwischen Tische, auf denen Teller voller Speisereste standen; ihre Esser schienen sie verlassen zu haben, als der Strom die Treppen hinauf raste. In der Mitte des Raumes waren große Spielmaschinen aufgestellt, daneben Lesemaschinen, und in den Wänden eingelassen sah ich kleine, silberfarbene Türchen. Ihre Kliniken waren verriegelt, jedenfalls mußte man, wie ein Schlitz über dem Schloß zeigte, ein Geldstück hineinwerfen, um Einlaß zu bekommen. Ich dachte zuerst, es seien Toiletten, da sah ich, daß über den Türen kleine Schilder angebracht waren, auf denen in Goldbuchstaben verschiedene Wörter geschrieben standen.

"Delirium tremens" stand auf dem einen, "Orgasmus permanentis" stand auf einem zweiten, "Reise nach Nirwana" auf einem dritten... Auf einmal fuhr ich zusammen. Von irgendwoher hatte ich ein lautes Lachen gehört. Als ich mich umsah, gewährte ich ein großes Bett, auf welchem ausgestreckt ein Mann lag. Er schien zu schlafen, doch plötzlich lachte er, lachte wieder, laut und herzlich, und ich sah, daß er einen ganz entspannten und sanften Gesichtsausdruck hatte, wie ich ihn selten bei einem Menschen dieses Alters gesehen hatte. Jetzt erst sah ich, daß noch mehr Betten herumstanden. Männer und Frauen lagen darin, in jedem Bett einer für sich, und sie hatten alle denselben Gesichtsausdruck wie jener Mann. Vor einer Frau blieb ich stehen. Sie hatte ein Gesicht, das ich sehr schön fand, und ich schaute die Schlafende an. Da wachte sie auf. Verwundert sah sie mich an, dann fragte sie mich:

"Warum schaust du mich an? Wer bist du?"

Scheinbar hatte sie sehr tief geschlafen.

"Verzeihen Sie! - Ich heiße Valentin. Aber warum schlafen Sie hier?" fragte ich sie.

"Oh - ich war drüben...Ist es schon vorbei?" Sie sah auf die Sanduhr, die neben ihrem Bett stand und begriff.

"Oh nein! Es ist doch vorbei!" Bei diesem Satz war es, als fiel ihr Gesicht in sich zusammen und sie schien alt und älter zu werden. Statt ihrem schönen Lachen zogen Falten in ihr Gesicht und ein verzweifelter Ausdruck in ihre Augen. Sie blickte mich an:

"Haben Sie kein Geld? Ich möchte noch einmal, nur noch ein Mal hinüber..." Sie zeigte mit dem Finger auf einen Schlitz über der Sanduhr.

"Doch, ich habe Geld bei mir. Aber - wollen Sie nicht ein Stück mit mir gehen? - Alle sind fort!" sagte ich und wies auf den Raum um mich.

Die Frau sah sich um.

"Tatsächlich. Was ist los? Sonst ist es doch so voll!" fragte sie erstaunt.

"Ich war noch nie hier", antwortete ich, "ich weiß es nicht. Die anderen sind alle die Treppe hinaufgerannt."

Es war ein riesiges Gebäude. Wir gingen zusammen zwei Stockwerke hinunter. Hier und da lag auf der Treppe ein Schuh oder ein Kleidungsstück herum, das jemand verloren hatte im Gedränge. Ich wollte hinaus.

Die Türe, durch die ich gekommen war, war nicht mehr zu finden. Ich erfuhr, daß die Frau schon lange hier war; wie lange, das wußte sie selbst nicht.

"Irgendwann bin ich gekommen. Ein Mann schleppte mich mit herein, und wir kauften für unser gesamtes Geld Glück. - Seither weiß ich nichts mehr!" sagte sie und blickte stumpf vor sich hin.

"Was Sie erlebt haben, wissen Sie auch nicht? Können Sie sich nicht erinnern?" fragte ich.

Da blieb sie stehen, sah mich erstaunt an und fragte:

"Erinnern? Woran?" Und dann lachte sie laut auf: "Nein, mein Lieber! Ich habe alles vergessen."

Mir verschlug es fast die Sprache.

"Und Ihren Namen? Ihren Mann, Ihre Kinder? Wissen Sie nichts mehr?"

"Namen! Mann! Kinder! Hahaha, hihhi!" lachte sie schrill.

"Ob ich Namen weiß, fragte der mich! Oh nein - ich habe

alles vergessen, alles, alles ..."

Sie geriet in ein hysterisches Lachen, fiel auf den Boden und wälzte sich. Dann zuckte sie zusammen, verkrampfte die Arme und blieb reglos liegen.

"Hallo! Was ist mit Ihnen?" Ich beugte mich über sie. Sie schlief! Ich hob sie vom Boden auf; sie war sehr leicht. Dann trug ich sie nach oben und legte sie in das große Bett, dessen Sanduhr abgelaufen war. Die anderen schliefen noch immer.

Ich irrte im Haus herum. Schließlich entdeckte ich eine Tür in der Wand und daneben einen Knopf, den ich drückte. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Türe, und ich sah in das Innere eines Aufzuges, in dem ein alter Mann in einem grauen Kittel stand. Ich ging hinein. Die Tür schloß sich.

"Guten Tag! Ich möchte hinaus!" sagte ich zu dem Mann, der anscheinend der Aufzugführer war.

"Was! Sie wollen hinaus?" Der Mann war erstaunt. "Das hat es hier noch nie gegeben! Nun, wissen Sie, das ist schwierig. Es gibt nämlich gar keinen Ausgang. Waren Sie noch nie hier?"

Ich war erschreckt.

"Will denn niemand von allen, die hier sind, wieder hinaus? Sie müssen doch alle einmal nach Hause, zu ihren Familien, an ihre Arbeit ..."

Der Aufzugführer schüttelte den Kopf: "Hier will niemand mehr hinaus. Man vergißt hier alles, deshalb kommt man ja hierher. Aber ich sehe schon, Sie passen nicht hierher. Sie fragen zuviel, für diese Art von Glück ist das schlecht..."

"Gibt es keinen Ausgang? Sie selbst müssen doch auch hinaus! Sie arbeiten doch hier!"

Der Aufzug war in das oberste Stockwerk gefahren und hielt an. Der Mann drückte auf den untersten Knopf.

"Doch, es gibt einen Ausgang! Ich werde es Ihnen sagen!"

Während der Aufzug nach unten fuhr, erklärte er mir:

"Sie müssen achtgeben! Im Keller sind drei Türen. Eine ist gelb, die dürfen Sie nicht nehmen. Dort stehen die Computer, die das Vergessen auswerten. Die zweite ist rot, die führt ins Haus der Macht. Da können Sie hinein, aber man wird Sie dort wahrscheinlich zurückweisen. Die dritte Tür ist grau, so daß man sie nur sehr schwer erkennen kann, so grau wie die Wand. Die führt ins Freie."

Er gab mir einen Schlüssel.

"Legen Sie ihn, wenn Sie die Tür aufgeschlossen haben, in das Eck des Vorraumes, rechts von der grauen Tür!"

Der Aufzug hielt. Ich gab ihm die Hand.

"Ich danke Ihnen! Vielleicht sehen wir uns einmal wieder!"

Aber der alte Mann schüttelte den Kopf. Er brummte irgend-
etwas. Ein paar Sekunden schaute er mir in die Augen. Es war, als ob etwas in seinem Gesicht schimmerte, das von sich reden wollte... Etwas schien in ihm aufgestoßen zu sein und würde ausbrechen, wenn es nicht zurückgestoßen werden würde. Doch mit der Vehemenz des Menschen, der an etwas erinnert wird, das er nicht verwunden hat, sagte er plötzlich laut und heftig:

"Gehen Sie schon! Ich muß weiter! Und legen Sie den Schlüssel ins Eck! Gehen Sie!"

Dann fuhr er ab.

Durch die angewiesene Türe kam ich in einen Hinterhof. Dem Himmel nach zu schließen, schien es später Nachmittag zu sein. Die Bewölkung hatte sich etwas aufgelockert. Durch ein Tor

gelangte ich in eine dunkle Seitenstraße, von der aus ich zur Kaufstraße fand.

Es waren hier weniger Menschen unterkaufs als am Morgen auf der Glückstraße. Ich ging die Straße hinunter, da und dort blieb ich stehen und schaute diesem und jenem zu. Ein paar Musikanten spielten auf, hier und da standen Arbeitslose und sammelten für ihr Abendbrot. Vor dem Hotel Gigant hatte sich die übliche, allabendliche Traube hungriger Gesichter gebildet, die ungeduldig warteten, daß in jenem Fenster im zweiten Stock der Beamte der öffentlichen Gewinnausschüttung erscheinen würde, um die üblichen einhundert Fünfmarkstücke in die wartende Menge zu schütten ...

Schnell ging ich vorüber, eine düstere Stimmung bedrückte mich. Endlich fand ich den Weg zu einer U-Bahn-Station.

In totem Rhythmus zogen im Fenster das Grau der Schachtwände und das elende Bunt vollgestopfter Stationen vorbei, grau, bunt, grau, grau, bunt... Ein Gefühl des Fiebers verbreitete sich in meinem Kopf, mein Magen begann zu zittern. Ich lehnte mich zurück, spürte etwas Weiches, lehnte mich weiter zurück, verharrte eine Sekunde, bis mich der Schrei einer Frau herausriß.

"Du unverschämter Bengel! Bist du betrunken oder kannst du nicht gerade stehen!" rief sie aus.

Gehässige Blicke von allen Seiten, höhnisches Grinsen, ein Mann musterte mich aus den Augenwinkeln, meine langen Haare, meine Kleidung, sagte gepreßt zu mir hin: "Man sollte euch alle aufhängen!" und malte mit dem Finger an das beschlagene Fenster einen Galgen.

Endlich war ich zu Hause; als ob ich fliehen könnte vor allem

Licht und Leben draußen, zog ich die Vorhänge zu und fiel müde ins Bett. Aber ich fand keinen Schlaf. Ein fiebriger Traum suchte mich heim.

Ich sah mich angeschlossen an eine riesige Spielmaschine, eine lachende Frau flüsterte mir dauernd ins Ohr: 'Glück heißt vergessen, vergessen, vergessen...', und ich lehnte mich zurück, noch weiter zurück an ihren Körper, bis ich darin aufging.

Und auf einmal sah ich das Männlein vom Morgen. Es hatte ein purpurrotes Gewand und auf dem Kopf eine goldene Zipfelmütze. In der Hand hielt es die Geige, auf der es wie besessen spielte; hüpfte auf einem Bein im Kreis um das Feuer, lachend und immerzu geigend...

Ich sah mich hoch über der Straße auf einem Seil balancieren, spürte die Hitze der Flammen, sah tausend Gesichter unten, sah mich fallen und schreiend liegen, und die Masse trampelte über mich hinweg. Und dann fühlte ich eine Hand auf meiner Stirn. Ganz kurz sah ich Lenas Gesicht, die weiße Stirn und die dunklen Augen, und hörte ihre Stimme singen, die näherkam und sich entfernte und wieder näherkam, hörte sie ein Lied singen, das mich nahm und in den Schlaf trug ...

...auf weitgespanntem Seil
über roten Flammen
Rauch steigt, versengt dir die Augen
Schließe sie nicht, Tänzer, schließe nicht
die Lider, du stürztest in die Flammen
deines Herzens
lebendig...

Die Totengräber

Was das Auge am Tage sieht, die vielen Eindrücke, die die Seele in sich aufnimmt, die Ausdrücke, die in ihr drängen und die sie doch nicht von sich zu geben vermag, all das verdichtet sich und löst sich in der Nacht im Traum. Manche Angst und manche Lust, die am Tag nicht zu sich kommen durfte, bricht dann auf. Und das andere Gesicht des Menschen, das jenseits vom Bewußtsein ist, wird lebendig und nimmt einen neuen Ausdruck an.

Andere Träume aber gehen über Jahre, sogar über ein ganzes Leben mit und bestimmen als geheime Mächte Tun und Denken. Sie bestehen in der dunklen Sphäre des Wünschens, bis sie irgendwann in einen Widerstreit mit der Gegenwelt des Äusseren treten, aus dem der Mensch als ein Gebrochener oder Veränderter hervorgeht.

So geschah es, daß ich am Morgen von einem heftigen, scharfen Geräusch aus den Träumen meiner Jugend gerissen wurde. Ich blinzelte, ein helles Licht blendete mich. Zögernd öffnete ich die Augen, als eine laute Stimme dicht neben mir rief:

"He, Sie da! Machen Sie, daß Sie aufstehen!"

Ich fuhr aus dem Bett hoch. Vor mir stand ein Mann, der mich mit kaltem Blick ansah.

"Hier, ziehen Sie sich an!" Er hielt mir ein Bündel Kleider hin.

Benommen vom Schlaf zog ich mich an. Dann gab mir der Mann ein Zeichen, ihm zu folgen.

"Wohin gehen wir? Warum sind Sie gekommen?" fragte ich ihn. Er schüttelte den Kopf. "Es gibt kein Warum!" rief er zurück

und schritt schneller aus.

Es war sehr früh am Morgen. Nur eine Zeitungsfrau zog ihren Wagen von Haus zu Haus, ein paar verspätete Nächtlinge tappten im Licht der Straßenlaternen ihres Weges, auf den Heizungsschächten vor den Kaufhäusern kauerten die Pennbrüder. Niemand achtete auf uns.

Ich folgte meinem Begleiter durch die Stadt und wir kamen zum Bahnhof. Menschenleer waren die Bahnsteige, nur ein einziger Zug stand da. Vor diesem stand ein Mann, auf den gingen wir zu.

"Hier ist er, Nummer 1620!" meldete mein Begleiter.

Der Mann nahm meine Hand und drückte einen Stempel darauf. Im Zug brannte schwaches Licht, durch die Fenster sah ich die Konturen von Köpfen; dann wurde ich in einen Waggon befohlen und mir ein Abteil gewiesen.

Das Abteil war voll, so daß man dicht gedrängt saß. Im Gang des Waggons ging in harten, gleichmäßigen Schritten jener Mann auf und ab, der mir am Bahnsteig die Nummer auf die Hand gedrückt hatte. Ab und zu blieb er vor einem Abteil stehen, streckte den Kopf durch die Türe und brüllte:

"Ruhe!"

So war es nicht möglich, zu sprechen; schweigend saßen wir, nur das Pochen der Räder auf den Schienenstößen gab der Zeit seinen Takt. Unter dem Arm schob mir mein Nebenmann eine Flasche zu.

"Wie heißt du?" flüsterte er.

"Valentin. Wie heißt du?"

"Ulli."

Ich schraubte die Flasche auf.

"Weißt du, wohin wir fahren?"

Da kam der Mann vom Gang herein. Er riß mir die Flasche aus der Hand und befahl mir, mitzukommen.

Ich folgte ihm durch den Gang. Am Ende des Waggons blieb der andere stehen.

"Stellen Sie sich hier hin! Warten Sie, daß die Zeit vergeht!" wies er mich an. "Schauen Sie aus dem Fenster!"

Das Fenster aber war schmutzig und beschlagen, und noch immer war es Nacht. Fragend zeigte ich mit der Hand nach draußen, doch der andere schrie:

"Ruhe! Warten Sie, daß die Zeit vergeht!"

So stand ich und schaute ins dunkle Glas in die Züge meines eigenen Gesichts, das mir fremd erschien und alt.

Der Aufpasser, des Hin- und Hergehens im Gang müde, verschwand auf dem Abtritt. Ich hörte es husten und speien, wieder und wieder wurde die Spülung gezogen. Endlich kam er heraus. Er ging direkt auf mich zu. In seinem Gesicht war ein veränderter Ausdruck, die zusammengepreßten Lippen zuckten und die Mundwinkel waren nach unten gerutscht. Ein trauriger Blick lag in seinen Augen.

"Verzeihung! Wohin fahren wir?" sprach ich ihn an. "Können Sie es mir sagen?"

Der Aufpasser kam mir mit dem Gesicht sehr nahe und stierte mich an. Ein starker Schnapsgeruch lag in seinem Atem.

"Nach Düsterburg zur Bundeslade! Was fragst du mich, mein Junge?"

Sein Ton klang freundlicher. Es schien, daß sein barscher Tonfall mehr aus Gewohnheit denn aus Boswilligkeit kam. Ich schaute ihm in die Augen.

"Ich heiße Valentin! Wie heißen Sie?" fragte ich ihn.

Eine Sekunde schien es, als wollte der andere antworten.

Dann fuhr ein schrecklicher Zug der Ernüchterung durch sein Gesicht. Er sprang ein Stück zurück und schrie: "Was, Valentin! Hier gibt es keine Valentine! Haben Sie keinen Nachnamen!"

Er schob mich beiseite, ging in den Flur des Waggons hinein und brüllte immer wieder:

"Valentin heißt der! Valentin!..." und seine Stimme dröhnte im Gang.

Irgendwo hielt der Zug an. Ein eiskalter Wind pff, und wir wurden auf wartende Lastwagen verladen.

Der Konvoi fuhr eine breite Straße hinauf, durch ein bewachtes Tor, an gleichfarbigen Häuserblöcken vorbei. Auf einem weiten Platz hielten die Lastwagen an.

Ich und meinesgleichen wurden in eine große Halle geführt. Dort wurden wir unserer Größe nach geordnet und in drei langen Reihen hintereinander an der Längswand des Raumes aufgestellt.

In der Mitte der gegenüberliegenden Seite war, etwa fünf Meter über dem Boden, eine große Plastik aus Stein an die Wand gesetzt. Sie stellte einen Adler dar, der auf seinem Kopf einen Helm trug. Vor seinem Schnabel war eine Maske mit dem Zeichen des Todes, und in seinen Klauen hielt er das Ende einer Fahnenstange, deren Tuch glatt herunterhing. In der Mitte des Saales stand, auf einem Sockel, sein mächtiges Rohr in die Höhe streckend, ein dunkelgrünes, stählernes Ungetüm: das Glanzstück der Republik, ein Panzer.

Zwei Männer kamen in die Halle, ein rotnasiger Dicker und ein bleicher Dünner.

"Ich bin der Lautmann Haupt!" brüllte der Dicke.

"Ich bin der General!" sagte der Dünne.

"Klatschen Sie!" brüllte der rotnasige Dicke. Wir klatschten. Der General trat vor.

"Männer!" schrie er mit harter Stimme, "ihr seid gekommen, die Freiheit zu beschützen. Ich bin froh, daß Sie diesen Dienst für alle tun wollen, auch für die Schwächlinge, die zu feig sind, es Ihnen gleich zu tun!"

"Klatschen Sie!" brüllte der rotnasige. Der General fuhr fort:

"Die edelste aller Tugenden ist das Dienen. Es ist die höchste Tat, zu der ein Mensch fähig ist, aber es ist eine harte und unbequeme Tat. Deshalb soll auch Ihr Dienst hart und unbequem sein, denn wir wollen Sie zum höchsten Dienst erziehen: Den Dienst am Frieden! Dieser Dienst verlangt das Absolute von Ihnen, das sei Ihnen bewußt von vornherein! Wenn wir sagen werden: Schmeißen Sie sich in den Dreck! so werden Sie sich in den Dreck schmeißen und so lange liegen bleiben, bis wir sagen: Stehen Sie auf! Dann erst werden Sie aufstehen. Und wenn wir sagen werden: Bringen Sie unseren Feind um! so werden Sie hingehen und ihn umbringen, und wenn er aus zehntausend Menschen besteht! Doch Sie müssen wissen, daß das Töten ein blutiges und grausames Geschäft ist, und die Macht des Gewissens, das den Überfällt, der getötet hat, ist fürchterlich. Denn eigentlich ist der Mensch, sobald er glücklich ist, nicht imstande, zu töten. Deshalb werden wir dafür sorgen, daß Sie keinen Augenblick hier glücklich sind! Wir werden Sie am Morgen mit lautem Geplärre aus dem Schlaf herausreißen, und am Abend werden Sie elend und müde ins Bett sinken. Sie werden einsam sein wie nie zuvor und werden sich die Leber aufsaufen! Ihre

Freundin wird entsetzt sein und Ihre Mutter wird um Sie hilflos weinen! Das ist hart, doch vergessen Sie nie..." "Nie!" brüllte der Lautmann, und der General fuhr fort: "Vergessen Sie nie, daß das alles für die Freiheit und den Frieden geschieht! Doch haben Sie keine Angst vor dem Gewissen! In Wahrheit müssen Sie gar nicht töten, Sie müssen nur bereit sein, es zu tun! Denn unser Feind ist böse und gefährlich! Sie dürfen ihn nicht als Mensch sehen, denn einen Menschen könnte man zum Freund haben, man könnte mit ihm reden und spielen und streiten, man könnte ihn sogar lieben. Das wäre das Schlimmste! Denn dann kann man ihn nicht töten. Deshalb machen wir Ihnen dieses furchtbare Geschäft, das die Freiheit und den Frieden von uns abverlangt, leichter. Sehen Sie diese Maschine!" und der General hob den Arm und zeigte auf den Panzer. "Dieses Gerät wurde erfunden, zu schlachten und zu töten, ohne sich die Finger schmutzig zu machen, wenn wir - Gott möge es verhüten! - gezwungen sein werden, dieses Land zu verteidigen oder das Land unseres Gegners zu vernichten, bevor er das unsrige vernichten kann. Nein, Sie müssen sich die Finger nicht mehr schmutzig machen, wie unsere Ahnen, die aufeinander stürmten und sich mit Morgensternen die Schädel einschlugen, daß das Blut spritzte und sich die Gedärme herausschossen und noch weiterkämpften ohne Aug' und Bein und Hirn. Sie haben es heute leichter! Sie werden einfach in dieser genialen Maschine sitzen und nur auf Knöpfe drücken! Und weit weg von Ihnen, werden die Menschen sterben wie die Fliegen und ihre Häuser werden zusammenkrachen wie die Kartonbuden und ihre Seen und Flüsse werden verdampfen wie das Wasser beim Eierkochen! Damit Sie all

das, das Menschenunmögliche, vollbringen können, wenn das Gebot der Stunde - Gott möge sie verhindern! - es von uns fordert, müssen wir Sie streng erziehen. Wir müssen Ihnen abgewöhnen, irgendeinen eigenen Gedanken zu denken, wir müssen die Ecken und Kanten Ihres Charakters abschleifen und sie hobeln wie die Seele eines bösen Kindes, daß Sie gefügig und brauchbar werden, empfindungslos und tot wie Brocken aus Fels und Stein! So müssen wir Ihnen auch das Rückgrat brechen und Sie krümmen, wie auch wir einst gekrümmt und gebrochen wurden. Doch vergessen Sie nie..." "Nie!" brüllte der Lautmann und der General hob den Arm und zeigte über sich zu der Fahne des Adlers, "vergessen Sie nie den Sinn dieser Farben: Schwarz wie die Nacht sind unsere Seelen! Rot wie die Freiheit ist unser Feuer! Gelb wie Sonne sei unser Wahn!" Der General schnaufte auf. Ich stand in der mittleren Reihe, dem General gegenüber, so daß ich diesem gerade ins Gesicht sehen konnte. Dieses hatte während der Rede, einem Chamäleon gleich, ständig andere Farben angenommen, und ich begriff, daß der General mit der Vermessenheit eines Wahnsinnigen tatsächlich an seine Worte glaubte.

Ein groteskes Spiel begann. Ich mußte lernen, starr zu stehen wie ein Holzgerippe und stundenlang zu verharren mit der Bewegungslosigkeit eines Steines. Ich mußte mich mit sauberen Kleidern in den Schlamm werfen, um danach diese Kleider zu putzen und mich mit denselben, eben gereinigten Kleidern wieder in den Schlamm zu werfen. Ich sollte die Dressierbarkeit eines Hundes annehmen und

die Dummheit eines Huhnes. Ich sollte lernen, meine Zeit totzuschlagen um die Zeit anderer töten zu können.

Am letzten Tag des Winters wurde auf dem Hofe eine Stange aufgepflanzt mit der Fahne des Adlers. Um sie wurden Trommler und Trompeter aufgestellt und in ihre Mitte ein großer, mit roter Seide bezogener Thron gesetzt. Auf diesem saß der General.

"Singt mir ein Lied!" befahl er mit heiserer Stimme und brüllte.

Da hoben die Trommeln an zu schlagen und die Trompeter fingen an zu blasen, und ich und meinesgleichen mußten im Kreis rund um den Thron und die Fahne marschieren und singen:

Tatata-tüü, tatata-taa!

So schreiten wir tollkühn zur Schlacht
und kämpfen für Gott und die Welt
Wir fürchten nicht Tod und nicht Nacht
und verrecken für Freiheit und Geld!

tatata-tüü!

Wir schlachten die Tage, die Zeit
und streuen die giftige Saat
Wir streiten den sinnlosen Streit
und verrichten die blutige Tat!

tatata-taa!

So schreiten wir mutig voran
und sterben als elender Held
Wir singen den letzten Gesang
und verblöden für Orden und Geld!

tatata-tüü!

Wir frönen der Hölle, dem Haß
und sind auch so hart wie der Stahl
Wir dienen Kanonen zum Fraß
und verkommen in sinnloser Qual!

tatata-tüü, tatata-taa!

"Das habt ihr gut gemacht!" brüllte der Lautmann, "es soll unser Schlachtlied sein!" Und der General tollpatschte in die Hände.

Eine eiserne Kiste wurde herbeigeschleppt. In die hinein mußten wir unseren Verstand und unser Gefühl legen und bekamen dafür ein anderes: den Gehorsam und den Stolz der Ver zweifelten, der Ehre heißt.

Am Abend wurde ein großes Feuer angemacht. Aus den armen Ländern der Erde kamen Lastwagen zum Tor hereingefahren; sie waren voll beladen mit Kupfer und Eisen und Stahl. Obenauf saßen Menschen mit hungrigen Augen und gequollenen Bäuchen. Ein vornehmer Herr stand bei ihnen mit einer Peitsche und schlug auf sie ein und befahl ihnen, auf dem großen Feuer das Erz zu schmelzen, um einen neuen Panzer zu bauen.

Am Himmel aber stand der Mond und sah sich alles an.

So wurde es Nacht und ich fand keinen Schlaf. Der Mond warf ein helles Licht in mein Bett. Da stand ich auf, von einer warmen Kraft gezogen, ging ans Fenster und kletterte hinaus. Eiskalt war draußen die Nacht, und der Mond führte mich durch die Straßen zu einem kleinen Haus, das nicht größer war als ein gewöhnliches Zimmer. Die Fenster waren vergittert und die Türe war verriegelt.

Ich klopfte, da hörte ich, wie neben der Tür ein Fenster aufging und eine Stimme rief:

"Wer ist da?"

Ich ging hin und erkannte eine alte, verhutzelte Frau. Sie schaute durch ein Gitter heraus.

"Ich bin Valentin!" sagte ich.

Die alte Frau sah mich freundlich an:

"Es ist gut, daß du kommst! Es war lange niemand hier. Bringst du eine gute Nachricht mit?"

"Ich suche einen Menschen. Aber - hier ist es sehr kalt. Kann ich nicht hereinkommen?" fragte ich.

Die alte Frau schüttelte den Kopf.

"Ich kann dich nicht hereinlassen! Die Türen sind verschlossen!"

"Wer sind Sie?" fragte ich sie. Die alte Frau seufzte. Sie zeigte mit der Hand zur Kaserne.

"Dort hausen sie, die Totengräber der Jugend! Vor langer Zeit, als ich jung war, da haben sie mein Erz zu Spießen geschmolzen und die Pflüge der Bauern zu Kanonen gemacht, und sie haben mich hier eingesperrt." Sie beugte sich zu mir hin und sagte leise: "Ich war die Königin des Friedens. Sie haben eine andere an meine Stelle gesetzt, ein junges, fesches Weib, das schöner ist als ich und glatter, weil es die Widersprüche des Lebens verleugnet und verkauft. Wer ihm Geld gibt, dem gibt es seinen Rat und wer ihm Macht gibt, dem steht es zu Diensten. Aber es ist immer ein falscher Rat, denn sie ist unglücklich bei ihnen. Weil es sie dürstet nach dem Leben, hurt sie mit der Macht und der Angst.

Ich staunte.

"Es ist besser, du gehst" sagte sie. "Wenn sie dich bei mir finden, werden sie dich erschießen."

"Kann ich nichts tun?"

Die Alte schüttelte den Kopf. "Es ist besser, du gehst!" Aber ich ging nicht. Ich sah mir das Gitter vor dem Fenster an und die Türe des kleinen Hauses. Mit einer Stange

oder einem Beil, überlegte ich, würde ich es aufbrechen können.

"Ich weiß, was du denkst" sagte die Alte. "Aber es hilft nicht. Andere vor dir haben es versucht. Sie haben Bücher geschrieben, wo ich bin, sie haben Revolutionen ausgerufen, mich zu befreien, aber man hat mich immer wieder gefangen. Durch Gewalt wird man mich nicht lösen - nur durch Hoffnung. Vielleicht verstehst du es auch noch nicht."

Aber ich will dir einen Rat geben. Sie haben dir deinen Verstand genommen und dein Gefühl. Dein Gewissen aber, das konnten sie dir nicht nehmen. Gehe weg von ihnen! Morgen, bevor sie dich haben, springe auf und davon! Fliehe über den Zaun und gehe dorthin, wo sie dich nicht finden. Gehe in die Stadt, gehe aufs Land. Dort findest du mich, in tausend Gestalten, in tausend Gesichtern..."

Als ich am Morgen aufwachte, standen drei Männer mit Gewehren um mich herum. Zwei andere saßen am Tisch, bereit, alles aufzuschreiben, das ich sagen sollte. Der eine stieß mich mit dem Gewehr an:

"Du warst heute Nacht bei der Königin, der Mond hat es uns erzählt! Was hat sie dir gesagt?"

"Sie hat gesagt, ich soll fliehen von euch! Wißt ihr nicht, daß ihr Totengräber seid? Aber - stimmt es: Der Mond hat es euch erzählt?"

Die Männer lachten laut und höhnisch.

"Nein, du Dummkopf! Natürlich nicht der Mond. Denkst du, wir glaubten an den Mann im Mond? Nein, nein, haha, wir haben unsere Satelliten und Drahtaugen - die sehen alles!"

Und sie lachten noch lauter und häßlicher.

Ich wurde in die große Halle geführt und auf einen Stuhl ge-

bunden. In meinem zwanzigsten Jahr, hieß es, müsse man mich erschießen.

Am Abend kamen sieben Männer und holten mich ab.

"Warum seid ihr so viele?" fragte ich den Anführer, "mich totzuschießen, genügt doch einer?"

"Damit sich keiner schuldig fühlt. - Wir tun doch nur unsere Pflicht!" fügte er hinzu. Er vermied es, mir in die Augen zu sehen.

Wir gingen über den Exerzierplatz die große Straße hinunter, und die Leute, denen wir begegneten, drehten die Köpfe weg, um uns nicht ins Gesicht zu sehen. Sie führten mich an die kleine Hütte, wo ich in der Nacht gewesen war. Man stellte mich an die Türe. Der Anführer befahl, die Gewehre anzulegen.

Ich stand und starrte in die sieben Löcher, die auf mich gerichtet waren und sah die vierzehn Augen, die sich zusammenkniffen, mich zu erschießen. Ich sah diese Augen, und plötzlich schrie ich laut vor Angst:

"Ihr seid doch meinesgleichen! Ich verstehe euch nicht - ihr tut, was ihr sollt und tut nicht, was ihr wollt! Erklärt es mir doch!"

Da stieß die alte Frau in der Hütte einen lauten, schrillen Schrei aus, der in die Ohren der Männer fuhr und sie mit der Angst ihres Gewissens lähmte.

Und ich sprang auf, floh zurück in meine eigene Zeit, an den steinernen Gesichtern der Generale und Lautmänner vorbei, hinaus aus ihrer Stätte, lief und lief die ganze Nacht bis ich einen Ort fand, wo ich hoffte, einen Menschen zu finden.

Räderwerk

Einen Menschen zu finden -, wie lange muß man gehen! So voll ist das Land, und wie fremd sind sie sich! Abseits der Felder und Dörfer, wo die Flüsse sich treffen, wachsen als kalte Herde des Lebens die Städte empor. Sie bergen in sich die Wohnungen Tausender, und aus ihren Geschwüren führt der Wind Staub und Rauch hinaus auf das Land. Tiefe Schluchten sind in ihr dichtes Knäuel von Leben und Stein gezogen. Dort fließt in vielen Adern ein Strom aus Gesichtern und Blech. An den Tagen saugen die Löcher der Türme und Hallen ihn ein und stoßen ihn zur Nacht wieder aus.

Der Strom dieser Zeit ist zäh und sehnsuchtstrübe. Er springt über die Stauwerke der Verhängnisse in festgelegten Wogen, wird geschleußt in die eckigen Kanäle berechneten Glücks und rollt über alles Eigensinnige und Zerbrechliche hinweg als stumpfe, gesichtslose Macht. Wenige freilich schwimmen auf silbernen Schiffen in diesem Strom. Ihr Bett steht abseits der frequentierten Zonen in der Stille der Vorstadtgärten. An den Morgen wiegen sie hinter dicken Wagentüren durchs Dickicht des Verkehrs und nehmen Platz in hellen Ledersesseln hoch über dem Herzen der Stadt. In den Stunden am Telefon, in den kurzen Pausen anstrengender Kalkulationen kreisen ihre Blicke über das Gewimmel dort unten. Hinter dem unsichtbaren Barock der Fassaden der Vorstandsetagen, der Bankhäuser, der Funktionärsblöcke sind sie in aller Untertanen Länder, was sie schon immer waren. Sie sind wichtig. Wichtig sind ihre Hände, deren Unterschriften Vermietungen und Entlassungen verheißen, wichtiger ihre Telefonate mit den Finanzherren der

Welt, wichtiger noch die dicken Striche der Filzstifte ihrer Ingenieure und Wissenschaftler, die das Kreuz über Landschaften und Länder ziehen.

Kostbar ist ihre Zeit; glitzernd vor Bedeutung und Überarbeitung ihre Pomadengesichter, stinkend nach Eleganz die Kostüme ihrer Frauen. Unumgänglich sind ihre menschlichen Verfehlungen, und mäßig ist ihr Interesse für politische Affären; vielmehr machen sie Politik. Wie sie auch nicht sprechen über bares Geld; sie haben es.

Sie kennen die Schwächen der Zeit, ihre Macht ruht auf der Geschichtslosigkeit der Menschen. Verkannt, angezogen mit den Mänteln der Notwendigkeit, herrschen sie, und in den blutigen Zeiten bleiben ihre Westen weiß und ihre Hände unschuldig. Sie zehren von den Renditen menschlichen Vergessens, und um ihre Wohnungen sind Stahlmäntel der Sicherheit gelegt. Auf ihren Gräbern glänzen Marmor und Goldbuchstaben, und hinter ihren Werken herrscht einsame Stille.

Doch drinnen in den Städten, in den Betonschatten der Mietsblöcke, in den Dachgeschoßwohnungen über blankgewienerten Stiegen, in den Ein- und Zweifamilienhäusern hinter glattgescherten Hecken, dort wohnen s i e .

Arbeiten ihre Arbeit, sind privat im Privatleben, feiern die Feiertage; sind Gast in Gasthäusern, sind sonntäglich an Sonntagen. Sind, was sie sind an den Tagen und warten auf fremdes Glück in den Nächten. Stehen an den Werkbänken riesiger Hallen und hantieren an den Hebeln tobender Maschinen, die sie selbst nicht steuern.

Lieben ihre Kinder und fürchten den großen Schlund, auf den sie getrieben werden.

Zu ihnen fand ich.

(Absatz)

Es war schon spät in der Nacht, als ich durch die Straßen einer fremden Stadt irrte. Die Dunkelheit hatte die Menschen versteckt, und ich ging durch ein dunkles Viertel, als neben mir in einem Hauseingang ein Licht aufblitzte. Eine Sekunde zögerte ich, sah im Schein eines Feuerzeuges ein Gesicht und wollte weitergehen, als mich eine Stimme anrief:

"Wohin, Bruder?"

Ich blieb stehen. Aus dem Dunkel löste sich eine Gestalt.

"Wohin, Bruder?" fragte es noch einmal.

Einen Augenblick schwieg ich, suchend, was ich antworten sollte. -

"Ich weiß nicht, wohin ich gehe...Ich bin fremd in der Stadt ..."

Die Gestalt kam auf mich zu und blieb bei mir stehen. Ich erkannte das Gesicht eines Mannes.

"Du bist fremd hier?" fragte er.

Es war eiskalt, und er sah, daß ich fror.

"Möchtest du einen Tee trinken?" fragte er wieder.

Ich nickte.

"Gern! Es ist sehr kalt!"

Er ging die Straße hinauf, und ich ging neben ihm her. Vor einem hohen Häuserblock blieb er stehen und schloß eine Haustüre auf.

"Hier wohne ich!" sagte er und zeigte nach oben.

Wir stiegen hinauf bis in den obersten Stock. Er trat durch eine Türe und machte Licht.

Es war eine kleine Dachstube, nicht größer als eine Garage.

Ich sah ihn an. Der andere war ein Mann, etwas älter als ich, der mich freundlich anschaute.

"Ich heiße Mehmet!" begrute er mich.

"Ich heiße Valentin!" sagte ich und gab ihm die Hand.

Er setzte Wasser auf und machte den Ofen an. Auf den Tisch stellte er Brot, Käse und Tomaten; zwei Teller, Tassen und eine Flasche Anisschnaps.

"Ich war allein heute abend", sagte er. "Ich habe es nicht ausgehalten in diesem Zimmer und bin auf die Straße gegangen. Und jetzt habe ich dich gefunden!"

Er lachte.

Wir setzten uns an den Tisch. Unter dem Trinken und Essen tasteten unsere Blicke das Gesicht des Anderen ab, und langsam und tropfend erwuchs ein Gespräch und ein erstes Kennen.

Dann machte Mehmet mir auf dem Boden ein Lager, und spät in der Nacht schlief ich ein.

Als ich aufwachte, war ich allein. Mehmet war schon früh weggegangen, und ich verbrachte diesen ersten Tag und die kommenden Tage in der Stadt. Am Abend aber, wenn er nach Hause kam, saßen wir zusammen, tranken Tee und verbrauchten die Stube.

An einem Morgen ging ich mit ihm. Es war noch dunkel, als wir das Haus verließen. An der Straenbahnstelle standen die Menschen mit ihren Taschen, die Arme an den Leib gedrückt und die Hände tief vor dem Frost in die Manteltaschen vergraben.

Auf der Fahrt war es eng und still. Stumm blickten die Gesichter, nur das Rascheln einiger Zeitungen und das Holpern des Wagens begleitete die Fahrt aus der Nacht zu den Sttten des Tages.

Die Bahn hielt, und wir schlossen uns den vielen an, die in eiligen Schritten auf das Tor zustrmten, von dem in Leuchtbuchstaben ein Wort herunterleuchtete:

Ohne Fleiß - kein Wohlstandspreis!

Wir gingen durch das Tor auf den Schatten einer großen Halle zu. Im Eingang stand ein Mann, der ein Buch aufgeschlagen hielt, in das er die Namen der Eintretenden schrieb und die Zeit ihres Kommens.

Durch eine zweite Tür traten wir ins Innere der Halle. Lärm schlug uns entgegen, und ein sblicher Geruch lag in der Luft.

Nebeneinander waren lange Reihen von Maschinen aufgestellt. Hinter ihnen lief, in langsamer und stetiger Bewegung, das Band. An den Maschinen aber saßen Menschen, unsere Kollegen. Im Gang zwischen den Maschinen ging der Zeitmesser entlang. Im Mund, zwischen die Zähne geklemmt, hielt er eine Pfeife und in der Hand die Uhr.

Als der Sekundenzeiger der Wanduhr auf die Zwölf glitt, fuhr ein schriller Pfiff durch die Halle. Die Frau an meinem Platz sprang auf, sah mich aus leeren Augen an, und ich setzte mich an ihren Platz, der mir zugewiesen war.

Ein paar Minuten später schrillte ein zweiter Pfiff. Ich griff mit der rechten Hand nach dem Werkzeug, nahm zugleich mit der linken das Werkstück vom Band, setzte das Werkzeug an die bezeichnete Nut im Werkstück, hielt es in den Schlitz der Maschine, drückte mit dem Fuß auf den Knopf, vernahm das Kreischen des Bohrers, zog das Werkstück heraus und legte es auf das Band.

Von dort nahm ich das nächste Werkstück, faßte es mit dem

Werkzeug in der Nut, steckte es in den Schlitz der Maschine und legte es aufs Band, um ein neues Stück zu nehmen und zu bohren und zu legen, und wieder ein neues und wieder und wieder ...

Ab und zu blieb der Mann bei mir stehen, der die Zeit maß. Er schaute mir auf die Hände und sagte:

"Sie müssen schneller werden, Kindmann!", tippte mir kurz auf die Schulter und ging weiter.

Manchmal hob ich, für den Bruchteil einer Sekunde, den Kopf und sah vor mir den gebeugten Rücken meines Vordermannes. Und wissend, daß vor ihm noch achzig andere Rücken saßen, deren Hände auf- und abrasen im Rhythmus der Maschinen, fuhr ich fort, bis ich wieder aufschaute und einen flüchtigen Blick nach der Uhr warf und, während ich nahm und bohrte und legte, die Stunden in Minuten und Sekunden umrechnete, die das Band noch von mir nehmen sollte.

So verging die Zeit nicht, und dennoch wurde es Mittag. Der Pfiff des Zeitmessers schrillte durch die Halle und das Band stand still.

Die Menschen um mich begannen, ihre eigenen Bewegungen zu machen. Sie standen auf und gingen hinaus, doch als ich ihnen folgen wollte, hielt mich am Arm ein Mann zurück.

"Bist du Valentin Kindmann?" fragte er mich.

"Ja, so heiße ich", antwortete ich.

"Du wirst mit mir kommen und mir in meinem Lager helfen!" sagte der Mann. "In Zukunft wird das immer so sein. An den Morgen wirst du hier nehmen und bohren und legen, aber an den Nachmittagen wirst du mir helfen! So ist es im Glaspalast beschlossen!"

Er führte mich an den Maschinen vorbei in den hinteren Teil der Halle. Wir betraten einen Raum, der mit hohen, bis an

die Decke reichenden Regalen vollgestellt war. Sämtliche Regale waren gefüllt mit braunen Schachteln.

Durch das Labyrinth der Regale hindurch ging der Mann zu einem hölzernen Schreibtisch und setzte sich auf einen Stuhl. Er sah mich streng an.

"Das ist mein Lager!" sagte er und zeigte auf die Regale.

"Ich bin der Lagerverwalter, und du wirst mein Gehilfe sein! - Bevor du mit der Arbeit beginnst, werde ich es dir erklären!"

Er stand auf und führte mich zu einem Regal.

"Das Gesetz in meinem Lager ist die Ordnung! Sie bedingt Sauberkeit. Die Sauberkeit aber bedingt die Ordnung. Du siehst, das eine greift im anderen. Deshalb wirst du dich zunächst frisieren!"

Er zog aus seiner Tasche einen Kamm und reichte ihn mir.

"Diese Schachteln", fuhr er fort, "sind nach den Regeln dieser Ordnung geordnet. Sie sind ständig neu zu ordnen, da in jeder Stunde fünfzig neue Schachteln kommen und fünfzig andere gehen. Ich werde am Tisch sitzen und dir die Anweisungen geben!"

Die Schachteln waren in 12 verschiedenen Größen auf 24 Regalen geordnet. Jede Schachtel war mit einer Nummer versehen. Oben auf den Regalen standen die Schachteln mit den geraden Nummern. Unten standen jene, die eine ungerade Nummer hatten. In der Mitte waren links die Schachteln mit einem Buchstaben am Anfang und rechts jene mit einer römischen Ziffer.

"Du siehst, es ist alles gut überlegt!" sagte er. "Nun beginnen wir mit der Arbeit!"

Er ging an den Schreibtisch und zog ein schwarzes Buch her-

vor.

"Ich werde dir die Nummern sagen, und du wirst die Schachteln aus dem Regal holen und sie mir bringen! Wenn ich die Nummer kontrolliert habe, werde ich sie im Buch austragen, und du wirst die Schachtel auf das Band legen! Das Band sagt uns die Zeit. Wenn es schnell geht, werden wir schnell arbeiten, wenn es steht, werden wir die neugekommenen Schachteln in ihre Ordnung stellen!"

Er setzte sich an den Tisch und rückte seine Krawatte zurecht. Dann schlug er das Buch auf und begann:

"Nummer 6162 - Nummer römisch drei, römisch zehn, römisch fünf - Nummer 984 - Nummer B 3763 ..." hallte seine Stimme zwischen den Regalen.

Ich kletterte die Regale hinauf und herunter, brachte ihm die Schachteln, deren Nummern er säuberlich aus dem Buche strich, und legte die Schachteln dann auf das Band. Zwischendurch kam ein Wagen, der neue Schachteln brachte, die sich in der Ecke des Raumes häuften. Ich rannte zwischen den Regalen, dem Haufen und dem Band hin und her, ordnete ein und ordnete aus und stellte und legte.

Als es Abend wurde, schlug der Mann das Buch zu, legte es zurück in die Schublade und stand auf.

"Bevor wir gehen", sagte er, "werden wir die neuen Schachteln einordnen, und wenn wir sie eingeordnet haben, werden wir die Regale kontrollieren, daß alle Schachteln in der Ordnung sind."

Er zeigte auf ein Regalbrett.

"Du siehst, hier hast du eine Schachtel herausgezogen. Dadurch haben sich die anderen Schachteln verschoben. Die Ordnung will aber, daß sie gerade stehen. Ihre vordere

Seite muß bündig sein mit dem Rand des Regalbretts. Sonst gibt es Unordnung!"

Um es darzustellen, was er meinte, legte er sein Lineal an und schob die Schachteln zurecht, so daß ihre vordere Seite bündig war mit dem Rand des Brettes.

So vergingen die Tage und Wochen im Takt des Bandes und nach der Ordnung der Schachteln. An den Morgen saß ich an meinem Platz und griff und bohrte und legte, und an den Nachmittagen kletterte ich in den Regalen. Mit der Zeit nahm ich die Gewandheit eines Affen an, und während die Alltage im Gleiten des Bandes zergingen und die Maschinen um mich stampften, fing mein Gehirn an zu pochen in einem dumpfen Rhythmus. Und wie meine Schachteln im Regal begannen meine Gedanken, sich auszurichten am Gesetz dieser Ordnung, das meine Zeit nahm und mich erfüllte mit Leere. "Was ist das für ein Loch, in dem wir morgens verschwinden?" fragte ich eines Abends Mehmet. "Nimmt das Band nicht unsere Zeit und macht sie zu nichts?"

"Der Apparat dirigiert es", sagte er. "Es ist ein großes Räderwerk, in dem wir alle ein Rad sind, und es funktioniert, weil jedes Rädchen funktioniert."

"Aber man wird dabei verstümmelt! Gibt es nichts, das alles anhalten könnte?" fragte ich.

"Wer Sand in dieses Getriebe streut, den zermalmt es", sagte Mehmet. "Man kann es nicht halten. Nur die Kraft von allen könnte es halten, aber das haben sie vergessen. Der Apparat hat ihr Gedächtnis gekauft und es ausgehöhlt."

"Das Geschäft läuft gut", sagte ich. "Die Räder sind gut geschmiert."

"Das Geschäft ist ein Ungeheuer mit einer dreifachen Brut", sagte Mehmet. "Es wirft in die Städte den Stumpfsinn und seinen Zwilling, die Einsamkeit. Und weit weg von allem gebiert es die Armut."

Er schaute mich finster an.

"Dort, wohin wir nicht sehen, dort schreien die Menschen. Das Räderwerk hat die Schätze ihrer Böden und ihrer Wälder genommen und ihnen den Lohn der Armut und den Hunger gegeben. Aber bei ihnen wartet unsere Schuld. Irgendwann wird sie kommen und uns einholen. Vor ihr gibt es keine Flucht."

An einem Tag ging ich nicht zu den Schachteln. Ich ging hinaus aus der Halle, lief über den Hof zum Turm des Glaspalastes.

Die Männer, die hier ein- und ausgingen, waren vornehm gekleidet und in ihren Gesichtern stand Stolz und Würde. In ihren weißen Hemden schritten sie auf den dicken Teppichen, und die Sonne fiel hell durch das Glas der Palastwände. Ich stieg zwanzig Treppen hoch, dann war ich im obersten Stockwerk. Unten lag die Stadt, unten lag auch die Halle mit dem Band und meinen Schachteln, den gebeugten Rücken und den rasenden Händen.

An einer Tür klopfte ich und trat ein. Hinter einer Schreibmaschine saß eine Frau, die erschreckt und erstaunt auf mich und meine Kleidung schaute.

"Sie können doch nicht einfach ..." wollte sie beginnen, doch ich antwortete nicht und ging an ihr vorbei zu einer zweiten Tür.

Ich kam in einen großen und lichten Raum. Die Luft schmeckte nach Kaffee, auf dem Boden standen Töpfe mit Pflanzen

und Blumen, an den Wänden Regale mit Ordnern und Büchern. In der Mitte des Raumes stand ein Schreibtisch aus Stahl und Glas. An ihm saß, vor einer großen Rechenmaschine mit blitzenden Lichtern und Lampen, Fernand.

Ohne aufzuschauen, sagte er laut:

"Ich habe doch gesagt, man soll mich nicht stören!"

Ich setzte mich in einen der breiten Sessel und schwieg.

Fernand sah auf.

"Ach, Sie sind es! Was tun Sie hier?"

"Ich wollte dich besuchen", sagte ich.

Fernand beugte sich über sein Papier.

"Ich habe keine Zeit! Meine Zeit ist kostbar!" rief er aus.

"Verschwinden Sie!"

"Geht es dir gut hier?" fragte ich.

Er antwortete nicht. Mit dem Finger hämmerte er auf eine Taste der Rechenmaschine.

"Bist du glücklich? - Du hast ein interessantes Geschäft..."

Er schaute auf. Ein spöttischer Zug fuhr durch sein Gesicht.

"Was ist das für eine Frage! Hier oben bin ich mächtig.

Ich habe alle in der Hand!"

Er zeigte nach unten auf die Halle. Für einen Moment trafen sich unsere Augen, doch gleich senkte er den Kopf, um zu seinem Papier und der Maschine zurückzukehren.

"Verschwinden Sie! Meine Zeit ist kostbar!"

Ich stand auf.

"Die dort unten", sagte ich, "sind arm, weil sie leerge-saugt werden und ihr Gehör verlieren im Lärm der Maschinen und den Verstand im Glanz eurer Fassaden. Aber du bist viel ärmer als sie, weil du vergessen hast, daß alles, was du bist und hast, von fremden Händen genommen ist. Wieviel

Angst hast du doch in deinem einsam gekauften Glück, weil du weißt, es gibt so viele Neider!"

Fernand hatte aufgehört zu lesen.

"Dorthin bist du also gegangen, zu denen! - Es ist schade um dich! Wir hätten dich brauchen können ..."

Eiskalt schaute er mich an.

"Ich habe etwas gemacht aus meinem Leben, und ich bin stolz darauf. Ich kann mich sehen lassen. Ich habe mich hochgekämpft, habe gedient und gehorcht. Deshalb habe ich das Recht, daß man auch meinen Befehlen dient und gehorcht.

Die dort unten sind neidisch, weil sie Versager sind!

Hätten sie sich angestrengt, wären sie nicht im Dreck stekengeblieben. Es ist eben so, daß es Hohe und Niedere gibt wie es Arme gibt und Reiche. Jeder kann es wählen. Das ist Freiheit!"

Während er dies sagte, war er aufgestanden und hatte auf die Halle hinuntergeschaut. Plötzlich drehte er sich um:

"Geh fort von hier! Ich will dich nie mehr sehen! Meine Zeit ist kostbar!"

Am Abend fand ich nicht nach Hause. Eine dunkle Unruhe trieb mich ziellos durch die Straßen.

Viele Menschen waren unterwegs. Aus den Kneipen quoll dumpfe Musik, und vor den Kinos standen krumme Gestalten und betrachteten die Aushänge mit den Bildern brennender Städte, schießender Männer und nacktbrüstiger Frauen.

Auf der Novemberwiese war das Zelt aufgebaut, wo seit drei Monaten die Volksbetrunkung stattfand.

Auf dem Platz davor lief ein Mann auf und ab, der die Abendausgabe der 'Dummheit' verkaufte und laut die Schlagzeile anpries:

"Lesen Sie die Attraktion des Abends -
Ein Mann frißt sich selbst !!!"

Ich ging vorbei. Die Geschäfte schlossen, und die Menschen netzten mit ihren Plastiktüten zu den Abgängen der U-Bahn. Am Paradiesplatz warb ein giftgrünes Leuchtschild für den Besuch der Spielhölle:

"Fließbandfreaks und Großstadthippies -
Zum Irrsinn der Arbeit den Irrsinn des Spiels!"

Ich spürte ein stechendes Gefühl im Magen. Aber irgendetwas trieb mich weiter, und ich kam in eine Vorstadt hinaus. An einem alten Haus blieb ich stehen und lehnte mich an seine Mauer. Mein Blick fiel auf den schmutzigen Gehsteig, dann auf den glänzenden Asphalt der Straße, kletterte in die Höhe, blieb am Licht der Straßenleuchte hängen. Ich spürte eine Sehnsucht, eine brennende Lust nach Musik und lebendigen Tönen, die in der Enge der Stadt keinen Raum zum Klingen mehr fänden ...

Zwischen den langen Häuserzeilen lief ich hinaus, bis ich in die Dunkle Straße kam. Hier war es still. Einige alte Leute kamen müde entgegen, als ob sie noch einmal umkehren wollten, ein verwahrloster Pennbruder schlurfte den Bordstein entlang, den Blick suchend auf den Boden gerichtet, ein Trupp Soldaten kreuzte im Stechschritt die Straße. Am Ende der Straße war, quer über die Fahrbahn, eine Mauer gebaut. Sie schien sehr alt. In ihren rissigen Verputz waren Zeichen gekratzt, und als ich näher trat, konnte ich die Worte lesen, und laut sagte ich sie vor mich hin. In der rechten Seite der Mauer bemerkte ich eine kleine Tür. 'Eintritt verboten!' stand in roter Farbe auf ihr geschrieben. Ich zögerte, dann aber öffnete ich die Tür und trat

ein. Und während ich weiterging, sprangen mir immer wieder
die Worte in den Sinn, die ich auf jener Mauer am Ende der
Dunklen Straße gelesen hatte -

Die Erde reichte aus
glücklich zu sein
wir reichten aus.

Wären wir glücklich
die Erde reichte uns aus
wir reichten uns aus.

Der Fluß

Jenseits der Mauer, die das Ende der Dunklen Straße bildet, ist der Garten des Verlorenen.

Er liegt weitab von den Plätzen der Stadt und ihren Türmen, und von den Straßen und ihrem Lärm dringt nichts hinein. Ein tiefes Schweigen steht um alles, das in ihm ist. Das grelle Licht der Stadt bricht des Nachts an seinen Mauern, und am Tage fällt keine Sonne dorthin. Ein merkwürdiges Zwiellicht, wie es nach heißen Tagen zwischen Nacht und Abend ist, liegt über allem, das hier ist.

Die Bäume und Sträucher dieses Gartens sind nicht aus Stoff und Körpern. Sie wachsen nur als Schatten.

Jeder weiß von diesem Garten. Das Kind hört von ihm wie von einer Sage, das Alte ahnt ihn beklommen, das Junge fürchtet ihn. Und doch ist es verboten, an ihn zu denken. Man erschrickt bei dem Gedanken an ihn und flieht in den Lärm, doch in der Dunkelheit holt er einen ein.

Sein Wesen hängt als ein Damoklesschwert über den Menschen, und je höher ihre Sterne steigen, desto tiefer fallen seine Schatten.

Er ist das Ende der wilden Jagd und der Anfang der Großen Frage wie der großen Lügen.

Man wähnt, dort sei Nacht und ewige Ruhe. Und sei Schnittpunkt der Zeit, Chaos und Ende der Lust und der Not.

Er ist ein dunkles Rätsel, dunkler als die Nacht und tiefer als ein endloses Loch.

Als ich ein Stück gegangen war, kam ich an eine Wiese, die voll mit Bäumen stand. Zwischen ihnen wuchsen Blumen, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Sie waren nicht bunt und

duftend, ihre Blätter und Stengel waren grau und dunkel. Und als ich hinging und an einer Blume roch, zerfiel sie zu Staub.

Die Bäume standen wie verbrannte und verkrüppelte Hölzer um mich herum, und ich sah, sie hatten alle kein Laub. Wie ich so ging, bemerkte ich, daß jeder meiner Schritte ein tiefes Loch im Gras hinterließ. Die Halme, die dort gestanden hatten, waren verschwunden.

Ich drehte mich um und schaute auf die Löcher im Boden, um ihnen zu folgen und den Weg zurückzugehen, den ich gekommen war, da spürte ich, daß ich mich nicht erinnern konnte.

Woher war ich gekommen?

Ich blieb stehen und suchte nach einem Bild oder Gedanken, doch konnte ich mich nicht besinnen. Alles um mich war mir fremd und unbekannt.

Ich trat hart mit dem Fuß auf den Boden, doch es gab keinen Ton.

Ich schlug die Hände zusammen und es war, als wäre nichts geschehen. Kein Laut war zu hören.

Ich wollte schreien, da bemerkte ich im Dämmern des Zwielichts, das überall war, den Schein eines Feuers.

Ich lief darauf zu, doch so sehr ich lief, ich kam ihm nicht näher.

Dann spürte ich eine große Müdigkeit. Ich legte mich auf eine Wiese, um zu schlafen, aber ich fand keinen Schlaf.

Etwas störte mich auf. Ich schaute um mich, doch gewährte ich nichts.

So lief ich weiter und kam an einen Wald. Die Bäume standen nicht miteinander, jeder von ihnen stand für sich, als

ob er einen Kreis um sich gezogen hätte, der seinem Nächsten verboten war.

Ganz still war es in der Luft, die Zweige bewegten sich nicht, kein Hauch war zu spüren.

Ich kam an einer hohen Linde vorbei. Sie schien sehr alt zu sein, und doch sah sie anders aus als die anderen Bäume. Sie war nicht welk und schwarz, nein, sie wirkte, als sei sie eben erst gestorben, alt und satt.

Ich sah an ihr hoch und suchte die Form ihrer Krone zu fassen, und als mein Blick auf ihren Stamm fiel, sah ich dort eine Gestalt stehen.

Sie war nicht sehr groß, doch ihr Kopf schien breiter als der Körper, und als ich ihr nähertrat, erkannte ich, daß sie zwei Gesichter hatte.

Die Gestalt bewegte sich nicht.

Ihr eines Gesicht schaute zufrieden aus und hatte einen leichten, gelassenen Ausdruck in sich; doch das andere Gesicht sah schrecklich aus, als ob es entsetzlichen Durst litte.

Wer bist du? wollte ich fragen, doch kein Ton kam aus meinem Mund und ich hörte meine Stimme nicht.

- Du brauchst nicht zu reden, sagte da die Gestalt.

Ich sehe deine Gedanken.

Wer bist du? dachte ich und schaute sie an. Auf einmal konnte ich ihre Gesichter nur schwer unterscheiden, das eine verschwamm ganz mit dem anderen.

- Du bist fremd hier, du gehörst nicht hierher! klang es aus ihr. Du kennst mich noch nicht!

Wer bist du? dachte ich und wollte es wieder fragen. Mir war, als hätte ich sie schon gesehen. Irgendetwas war mir bekannt.

Da sagte sie:

- Sie nennen mich Gévatter und nennen mich Schnitter.
Aber ich bin nicht das eine und nicht das andere. Ich
schneide nichts. Meine Ernte fällt mir zu. Aus den
Städten und Dörfern hole ich sie, doch es ist das
wenigste. Das meiste sammelt der Hunger und der Krieg
für mich ein und wirft es in meinen Fluß.
Niemand kennt mich, aber alle fürchten mich.
Ich bin unter ihnen in unendlich vielen Formen. Aber
sie wollen es nicht wahrhaben, daß ich es bin.
Sie haben Furcht vor mir, und betrügen sich damit und
werden betrogen.
Weil man mich fürchtet, habe ich Macht.

Bist du die Angst? dachte ich.

- Nein, hier gibt es keine Angst.
Aber du bist fremd hier, du gehörst nicht hierher!
Komm! Ich führe dich hinaus.

Die Gestalt ging zwischen den schwarzen Stämmen hindurch,
und ich folgte ihr.

Als wir den Wald verließen, sah ich den Schein eines Feuers.

Die Gestalt ging darauf zu und wir kamen näher.

Unter einem mächtigen Baum brannte ein großes Feuer. Aber
der Baum selbst brannte nicht.

Um das Feuer herum sprangen in einem weiten Kreis viele
nackte, tanzende Schatten. Andere liefen durch das Feuer
hindurch, und ich bemerkte, daß von den kalten Flammen
kein Licht in ihre Gesichter fiel und von dem Feuer kein
Rauch aufstieg.

Die Gestalt ging durch die Tanzenden hindurch.

Die tanzenden Schatten schienen sie nicht zu bemerken und

auch mich nicht, der ich ihr folgte.

Ein Schatten huschte an mir vorbei, blieb einen Augenblick
stehen, und ich sah in sein Gesicht, das alt und jung zu-
gleich aussah, ein sanfter und schöner Zug lag darin.

Ein anderer Schatten sprang an mir vorbei, und ein zweiter
und ein dritter, doch ihre Gesichter hatten alle denselben
Ausdruck. Ein unendliches Leiden lag in ihnen; ihre Münder
waren wie zum Klagen aufgerissen und doch war nichts zu
hören. Aus ihren leeren Augen floß unfäßbare Sehnsucht und
sie hielten sich die Hände vor die Ohren.

Was sind das für Gesichter? dachte ich zum Fremden hin.

Was macht sie so grenzenlos traurig? warum sehen sie mich
nicht?

Aber die Gestalt antwortete:

- Wenn sie dich sehen könnten, würden sie schreien.
Du siehst ihre Gesichter, wie sie wirklich sind. Ihre
Seelen sind nackt. Sie sind frei von Angst. So kennt
sie niemand.
Hier haben sie abgelegt, was sie bestimmt hat, als sie
lebten.

Aber sie leiden und schreien und hören sich nicht, dachte
ich.

- Sie haben Durst. Doch hier ist nichts, ihn zu stillen.
Denn es gibt keine Zeit und gibt keine Gegenwart.
Wer trinken könnte, bliebe dennoch durstig.
Ihr Durst ist nicht von hier, er kommt aus dem Leben.
Sie haben ihn aufgespart für meinen Garten.
Sie wollten mehr sein, als sie waren. Doch sie waren
alle gleich, keiner mehr als der andere; jeder hatte
seine Zeit.

Hier sind sie nur noch sie selbst und sind zugleich nicht mehr sich selbst.

Sie sind nichts.

Es gibt keine Kälte und keine Wärme, kein naß und kein heiß. Nur das Nichts ist hier.

Aber dort ist ein Gesicht, das nicht traurig ist und so schön aussieht! Und die anderen sehen so entsetzlich aus, dachte ich bei mir.

- Jenes Gesicht ist satt, sagte die Gestalt. Es hat gelebt, bis es alt war und satt am Sein.

Es sind wenige hier, die so waren, wenige, die voll sind in ihren Seelen...

Er war weitergegangen. Ich folgte ihm und wir kamen in eine öde, leere Landschaft. Der Boden war felsig und steinig, keine Bäume standen hier und kein Strauch.

Vor uns tat sich ein riesiger Abgrund auf. In diesen stiegen wir hinab.

Es gab keinen Horizont, und wenn ich zurückschaute, erkannte ich nichts.

Wir gingen weiter und kamen an einen großen Haufen. Dort lagen Gegenstände wirr durcheinandergewürfelt. Ich erkannte Brocken aus Stein und Beton, Säulen aus Marmor und Granit; ich sah Stangen aus Metall, die durch die Flügel von Flugzeugen gestoßen waren, ich sah verbogene Kanonenrohre und blutige Schwerter, sah Gitter von Gefängnisfenstern und die Räder von Pferdekutschen ineinander verwickelt. Fahnenstangen lagen herum und mächtige Kreuze und Heiligtümer aller Religionen, und unter einem zerrissenen Tuch glänzte das Gold einer Krone und das Silber von Orden ...

Ich streckte die Hand aus nach einem eichenen Stück Holz, doch ich konnte es nicht greifen.

- Laß es liegen, sagte mein Begleiter.

Seine Zeit ist vorbei!

Und als ob er meinen Gedanken erkannte, sagte er:

- Es ist der Müllhaufen der Geschichte. Was die Gewalt am Leben erhalten sollte, das ist alles hier gelandet.

Wir gingen weiter und erreichten ein endloses Feld, das vollgestellt war mit einem Heer von Spinnrädern.

Viele waren darunter, die waren abgenutzt und verstaubt, andere glänzten neu und ungebraucht.

Nur ein einziges lief. Von seinem Rad fiel ein dünner, silberner Faden auf den Boden, wo er verschwand in einem Spalt.

- Es sind die Spinnräder der Zeit, sagte die Gestalt zu mir. Jede Zeit hat ihr eigenes Rad und spult ihren Faden ab, und ein anderes Rad spult ihn wieder auf.

Sie stehen alle still, nur ein einziges läuft.

Sein Faden fließt in den Strom der Zeit, es macht die Gegenwart.

Er führte mich an dem Feld vorbei, und wir gelangten an den Rand des Felsgrundes.

Dort war ein großer Fluß, der strömte in einer dunklen Flut. Wie ich hineinsah, bemerkte ich, daß er in zwei Richtungen zugleich floß, der Mündung zu und der Quelle.

Wieder fiel mein Blick zurück ins Wasser. Es war klar und hell. Und plötzlich war es finster und trüb. Es schien, als strömte der Fluß und zur gleichen Zeit stünde er still, und das Klare und das Trübe vergingen ineinander und blieben doch jedes, was es ist.

Staunend wandte ich das Gesicht meinem Begleiter zu. Ich konnte nicht unterscheiden, welches seiner Gesichter mir zugewandt war, ich konnte kein Gesicht mehr erkennen. Das Leidende und das andere darin verschwommen ineinander, und es hörte nicht auf.

Was ist das für ein Fluß, dachte ich.

- Er führt das Wasser hinaus, und es fließt in ihm zurück, sagte er und zeigte auf die Flut.

Doch was ist es, das mit ihm hinausfließt, und was bringt er zurück? fragte ich bei mir.

- Er führt das Wasser hinaus, das Zukunft sein wird, und was hereinfließt, das war Vergangenheit. Es fließt zurück in meinen Garten und versiegt. Es speist die Schatten der Bäume und Sträucher, die nichts mehr sind.

Aber es ist schlammig und klar zugleich, dachte ich.

- Das Wasser, das hinausfließt, wäre klar und rein wie das Gewissen eines Neugeborenen. Aber der Schlamm des Vergessenen, den der Strom von gestern mitbringt, soll nicht versiegen und wird wieder hinausgespült. Er macht das Klare trüb und das Helle finster.

Ich sah hinüber zum anderen Ufer. Es schien sehr weit entfernt; nichts konnte ich erkennen.

- Ich werde dich hinüberbringen lassen, sagte der Fremde. Du gehörst nicht hierher. Irgendwann wirst du wieder kommen, oder sie werden dich in die Flut meines Flusses werfen, zu den Vergessenen.

Wer bist du nur? dachte ich.

Da antwortete die Gestalt:

- Weil du nicht wußtest, wer ich bin, bist du mit mir gegangen.

Sie nennen mich Tod.

Ich blickte in seine Gesichter. Das eine war friedlich, das andere leidend und von einer ewigen Unruhe entstellt.

Warum hat man solche Angst vor ihm? dachte ich.

Da sagte er:

- Sie fürchten nicht mich, sie haben Angst vor dem Leben, das grausamer und schöner zugleich ist als ich. Es ist Hunger, Angst und Liebe; und Durst und Gegenwart. Ich bin sein Ende nur und sein Anfang. Das Leben hat mich zu seinem letzten Gesetz gemacht, und es ist das einzige Gesetz, das ich kenne. Mein Geheimnis ist das gleiche wie jenes, woraus alles ist. Keiner, der mich sucht, findet mich so, wie ich bin. Und nichts, das ich nehme, schneide ich aus meinem Stoff und meinesgleichen. Das andere ist mehr als ich.

Als ich über den Fluß fuhr, erkannte ich an der anderen Seite das Ufer.

Hell und grün leuchtete die Gegenwart herüber, und ich spürte eine große Lust auf den heutigen Tag und die kommende Zeit.

Eine Wärme stieg in mir auf, wie ich sie kannte von Morgen, an denen ich aus einem tiefen Schlafen erwachte, und zugleich fühlte ich einen Schmerz, wie ich ihn hatte, wenn ein geliebtes Gesicht sich von mir wandte.

Ich schaute zurück. Nichts, nur die endlos breite Flut lag
hinter mir.
Über den Rand des Bootes sah ich hinunter ins Wasser.
Eine schnelle Strömung war darin.
Ich hörte und sah, wie die Wellen sich am Rumpf des Schiffes
brachen und sich dahinter wieder schlossen.
Ich vernahm in den springenden Wellen das Lied des Flusses,
dessen Töne ich hörte und doch nicht verstand, das mir vertraut
schien und doch unbekannt ...

Dem Fluß des Wassers
 geben die Ufer den Halt
und das Feste
 teilt das Meer
Im Gestaltlosen
 sucht das Auge Gestalt
und die Leere
 umfaßt den Raum

Die Feuer des Krieges
 versengen das Land
und die Gewalt
 entstellt sein Gesicht
Das Feuer des Friedens
 erwärmt den toten Stein
und das Dunkel
 zerbricht am Licht

Gedächtnis
 erhellte Vergessenheit
und Gewesenes
 versinkt im Fluß
Was aber
 faßt den Strom der Zeit -
Wieviel nur ertrinkt
 in seiner Flut - -

Das Tor

Wer einmal hinter die Mauern des Verbotenen geschaut hat,
dem erscheint vieles Erlaubte in einem anderen Licht. In
manchem erkennt er die verzerrten Züge dessen wieder, was
er staunend dort neu zu entdecken glaubte. So ist manches
dahin verbannt, das eigentlich, seinem Wesen nach, der
Welt des Erlaubten entsprang und ihr dadurch angehörte.
Indem es verboten ist, gewinnt es erst seinen mächtigen
Reiz und bedroht den falschen Glanz der Unschuld und
Scheinheiligkeit, der über die Male aller Mißstände ge-
legt ist.

Eine große Furcht besteht vor dem Blick hinter die Mauern,
und die Gesellschaft der Anständigen hat ihre Wächter auf-
gestellt, die jeden prüfen bis ins Herz, der sich ahnungs-
los erdreistet hat, der Freiheit des Denkens und Fragens
die Antwort des tatsächlichen Versuches folgen zu lassen.
Und geht er zu weit, so gibt es bestimmt eine ordentliche
Art, ihn ins Abseits zu schaffen.

Denn dadurch allein kann jeder Erkenntnis ihre Gefährlich-
keit genommen werden, daß sie einsam bleibt und nicht
Raum gewinnt in den Köpfen der Vielen. Wie schon jener
alte Berliner Logiker zeigte: Was das Reich der Vorstel-
lungen umwerfen könnte, dem hielte die Wirklichkeit nicht
stand.

Und so lebt und herrscht vieles fort, das längst die Zei-
chen der Vergeblichkeit trägt.

Diesseits des Flusses, der Schein und Wirklichkeit schei-
det, erstreckt sich als endlose, undurchlässige Linie die
Grenze des Zulässigen. Keiner ist, der sie unbeschadet

passierte, denn am Schlagbaum ihres Tores wachen die strengen Augen der Wächter.

Die Gesetze, nach denen sie prüfen, sind aus der Erfahrung harten Lebens gewonnen, und es zählt für sie keine Regung der Seele noch des Gemüts. Ihre unbestechlichen Maßstäbe sind der Notwendigkeit des Sachlichen verpflichtet und halten sich nicht auf mit menschlichen Kleinigkeiten. Ihr Beruf ist nicht das Denken; ihr Amt ist das Handeln. Andere denken für sie.

Mit Eifer sind sie bemüht, das Außerordentliche und Sonderliche zu verhüten. Denn ihr Recht liegt in der Macht des Gewöhnlichen.

Und tritt es doch ein, das Unmögliche, so kommen sie außer sich, weil keine Vorschrift ist, die sagte, was richtig wäre.

Ihre eigene Stimme aber hören sie nicht.

Es war früh am Tag, als ich die Grenze erreichte. Ihr Zaun lief als stachliges Band von beiden Seiten auf den Turm zu, über dem die Fahne des Adlers hochgezogen war. Scharf hob sich das Bauwerk gegen den Himmel des aufgehenden Tages ab. Aus dem Tor darin strömte mir helles Morgenlicht entgegen.

Ich freute mich, Menschen zu sehen, und als ich im Tor die Silhouette eines Mannes erkannte, ging ich schneller darauf zu.

Der Posten stand mit dem Rücken mir zugewandt. Er trat von einem Bein auf das andere und piff ein Lied vor sich hin. "Hallo!" rief ich ihn an.

Er schien es nicht zu hören; munter piff er vor sich hin.

Nochmals rief ich: "Hallo!"

Wie von einer Nadel gestochen, drehte der Posten sich um.

Entgeistert starrte er mich an.

"Wo kommen Sie denn her?"

Ich zeigte die Richtung, aus der ich gekommen war.

"Dort ist der Fluß!" schrie der Posten entsetzt. "Sind Sie vom Fluß gekommen?"

"Ja. Ich bin vom Fluß gekommen", antwortete ich.

"Waren Sie drüben, auf der anderen Seite?"

"Ich weiß es nicht mehr - "

"Wie sind Sie hereingekommen?"

"Ich weiß es nicht - "

Der Posten sah mich an wie ein Gespenst.

"Haben Sie eine Legitimation bei sich, ein Papier, eine Erlaubnis?"

"Nein, nichts dergleichen. Nur mich selbst habe ich dabei."

Der Posten war am Ende seiner Fassung.

"Kommen Sie mit!" sagte er scharf.

Er führte mich durch eine Tür in das Innere des Turmes. Dort traten wir in einen kahlen, weißen Raum, nur ein Schreibtisch stand darin. Dahinter lehnte lässig im Stuhl ein Mann. Der Posten ging zu ihm und flüsterte ihm ins Ohr.

Der Mann begann, mit den Fingern auf der Tischplatte zu trommeln und sah mich durchdringend an.

"Also, wo warst du?" fragte er dann.

"Ich weiß es nicht. Ich kam vom Fluß - "

"Was hast du gesehen?"

"Ich kann mich nicht erinnern. Es war wie ein Traum - "

Der Mann sprang auf.

"Was für ein Traum? - Du lügst! Sag es: Wie bist du hineingekommen?"

"Ich weiß es nicht. In der Verzweiflung bin ich aus der Stadt geflohen. Mehr weiß ich nicht - "

"Es gibt keine Verzweiflung - wo kämen wir hin! Es ist verboten, hinter die Grenze zu gehen, es ist unmöglich!"

Erstaunt sah ich ihn an: "Warum sollte es verboten sein? Was gibt es zu befürchten? Es war ein wirklicher Traum - "

"Du hast das Gesetz übertreten und die Ordnung verletzt! Das ist verboten, jeder weiß es!"

Er zeigte auf die Tafel, die an der Wand aufgehängt war.

Ich ging hin und las, was eingerahmt geschrieben stand:

Das Gesetz dient der Ordnung.
Die Ordnung dient dem Gesetz.
Der Mensch dient der Ordnung
des Gesetzes.

"Das wußte ich nicht", sagte ich. "Aber so ist es falsch, wie es hier steht. Es müßte anders lauten - "

"Ei, sieh an, er kennt sich aus! Wie sollte es denn heißen?"

Der Mann blickte mich höhnisch an.

"Wäre es nicht besser, es hieße: Die Ordnung des Gesetzes dient den Menschen?"

"Was maßt du dir an, dem Gesetz Vorschläge zu machen! Du bist ein Frevler, ein schamloses Subjekt!" schrie der Mann und zerrte an seiner Krawatte. "Wo kämen wir hin! Generationen haben der Ordnung gedient mit Blut und Kragen!" Er kam sehr nah auf mich zu.

"Du gehörst wohl zu den Ratten, die die Ordnung unterwühlen?"

"Nein," sagte ich, "wenn die Zeiten sich ändern, fällt diese Ordnung um. Aber Freiheit gibt es nur eine - "

"Du meinst die Freiheit, zu tun und zu lassen, was du

willst! - Haha, das gibt es nicht!"

Er lachte laut auf.

"... Freiheit wäre Ordnung ohne Angst - "

"Es gibt keine Angst! Angst ist Schwäche. Man muß sich beherrschen, die Zähne zusammenbeißen! Man kann die Ordnung nicht begreifen, man muß ihr dienen! Man hat zu gehorchen, nicht zu fragen!"

"Doch ein Dienen ohne Verstehen - "

"Schweig!" brüllte der Mann. "Es gibt kein Verstehen!"

Man führte mich ab und sperrte mich in eine Zelle. Vor dem Gitter der Türe ging ein Mann auf und ab.

"Warum haltet ihr mich fest?" fragte ich. "Was habe ich getan?"

Der Wächter schritt auf und ab und schaute mich nicht an.

"Du hast die Ordnung gebrochen. Jetzt tun wir unsere Pflicht!"

Ich fragte weiter, doch antwortete er nicht mehr. Stumm schritt er auf und ab.

Am Abend erfuhr ich, daß es drei Orte gäbe, wohin ich kommen könnte.

Das erste und beste sei es, mich zu den Kuriositäten der Gesellschaft zu stecken, zu den Selbstmördern und Süchtigen, zu den Verzweifelten und Wahnsinnigen.

Die zweite Möglichkeit sei, mich ins Gefängnis zu stecken. Die dritte dagegen sei die Freiheit, doch um den Preis, daß man mich zum Schweigen brächte. Denn weil es ein wirklicher Traum war, den ich erlebte, war ich gefährlich. Aus dem Träumen könnte leicht ein Wünschen werden, und aus dem Wünschen käme Erkenntnis ...

So kamen am nächsten Tag drei Männer in meine Zelle; ein Arzt, ein Richter und ein Herr in grauem Anzug.

"Wir werden Sie untersuchen," sagte der Herr im Anzug, "wie es das Gesetz befiehlt!"

Der Arzt setzte mir auf den Kopf einen Helm; an dem viele Kabel befestigt waren. Zwei Kabel verband er mit einer elektrischen Birne, zwei andere mit einem Gerät, auf dem eine Skala zu sehen war; die restlichen Kabel steckte er in einen schwarzen Kasten, den der Herr im Anzug bediente. Der Arzt befahl mir, das Hemd auszuziehen. Er tastete meinen Körper ab und horchte nach dem Takt meines Herzens. Dann klopfte er mit einem Hämmerchen auf meine Gelenke. "Die Reaktionen sind normal!" wandte er sich an den Richter. "Schade, es wäre ein interessanter Fall - "

Der Richter blätterte in einem Aktenordner.

"Auch ich finde nichts", murmelte er. "Die letzten Gesinnungsprüfungen waren positiv."

Der Arzt lächelte mich mitleidig an.

"Es war Ihr Fehler, keinen kühlen Kopf bewahrt zu haben! Man flieht nicht aus der Wirklichkeit!"

"Aber die Wirklichkeit war gräßlich", sagte ich. "Sie wollten mich erschlagen - "

"Sie denken zuviel, junger Mann", sagte der Richter. "Man darf ein Tabu nicht betreten, auch nicht im Traum!"

"Schalten Sie die Gedankenlesemaschine ein!" sagte der Arzt zum Herrn im Anzug.

Der Mann drückte auf einen Knopf. Sofort leuchtete die Birne auf, doch dann tat es einen Knall, und sie erlosch.

"Er ist zu hitzköpfig", sagte der Arzt. "Wir müssen den Bildschirm einschalten!"

Der Anzug stellte den Bildschirm ein.

"So, nun erinnern Sie sich, wo Sie waren! Malen Sie sich aus, was Sie gesehen haben!" befahl mir der Arzt und starrte auf den Bildschirm.

Ich schloß die Augen. Es war völlig still in mir, als ob meine Gedanken gefesselt wären. Nur mein Blut spürte ich; es pochte im Takt der Maschinen in der Halle. Auf einmal sah ich mich am Band sitzen, meine Hand nahm und bohrte und legte, doch kam ich nicht nach, denn auf dem Band kamen Schachteln und es wurden immer mehr ...

Auf dem Bildschirm erschien ein Zeichen.

"Was soll das Fragezeichen?" fragte der Richter.

"Es scheint eine Bewußtseinseingung vorzuliegen", sagte der Arzt. "Er stellt dauernd die gleiche Frage. Er kann nicht unselbständig denken - Er fragt nach dem S i n n !"

"Nach wessen Sinn?" fragte der Richter.

"Der Sinn von allem. Er ist ein Dummkopf!" sagte der Arzt.

"Er kann nicht denken!" sagte der Richter.

"Er ist gefährlich. Er will uns anstecken!" sagte der Anzug.

"Wir werden es mit der Schockmethode versuchen!" sagte der Arzt.

Als die drei verschwunden waren, ging ein ohrenbetäubendes Geklapper los, unter das sich die Stimme einer Frau mischte.

Ich kroch unter das Bett meiner Zelle, hielt mir die Ohren zu und versuchte, vor dem Lärm zu fliehen. Doch die Stimme von den Wänden zerschnitt den Anfang jedes Gedankens.

"Drei sind die Segnungen der Zeit," sagte die Stimme, "der Lärm, der Gestank und das Fernsehen. Wer glücklich sein will, fragt nicht nach dem Sinn!" und immer wiederholte sie es, stundenlang.

"Drei sind die Segnungen der Zeit ... "

Endlich verstummte es. Ich lag auf dem Bett und zuckte in allen Gliedern. Dann fiel ich in einen leeren, wüsten Schlaf.

Irgendwann wurde ich geweckt. Vor mir stand der Mann, der mich verhört hatte.

"Geht es dir besser?" fragte er.

"Ja", log ich. "Es geht mir besser."

"Hast du erkannt, was du getan hast?"

"Ja", log ich. "Ich habe das Verbotene getan."

"Wirst du es wieder tun?"

"Nein, ich werde es nie wieder tun."

Er winkte mir, und ich folgte ihm in seinen kahlen, weißen Raum. Er zeigte auf das Schild an der Wand.

"Lies es laut vor!" befahl er mir.

Ich las es vor: "Das Gesetz dient der Ordnung.
Die Ordnung dient dem Gesetz.
Der Mensch dient der Ordnung
des Gesetzes."

"Glaubst du es jetzt?" fragte er.

"Ja", sagte ich und log: "Ich glaube es."

"Nun, so kannst du gehen! Du wirst alles vergessen, was du erlebt hast, sonst - "

"Ja", sagte ich und fügte das Unmögliche hinzu: "Ich werde alles vergessen."

Drei Nächte irrte ich umher, bis ich zu mir fand.

An den Tagen schlief ich unter der Sonne, doch in den Nächten war es kalt, und ich lief und suchte einen Ort, wo ich bleiben könnte.

Am Abend des ersten Tages gesellte sich die Angst der Dunkelheit zu mir.

Im Wind fing die Stimme der Zelle an zu sprechen, und das Zeichen des Bildschirms begann im Dunkeln zu tanzen.

Fratzen grinsten hinter den Bäumen hervor, und hinter den Büschen sah ich Gestalten, die mir auflauerten, um gellend über mich zu stürzen.

Unter den Lichtern der Sterne sah ich Stahlvögel durch die Nacht blitzen, die auf die Städte sich stürzten und blutige Wüsten hinterließen.

Dann sah ich Kinder mit aufgerissenen Mündern und abgerissenen Beinen, Männer und Frauen, die Hände über den Kopf gestreckt und sich in Winkel verkriechend wie Mäuse; Bäume sah ich, die standen als verkohlte Skelette, und Seen verdampften und Flüsse ...

Und über allem saß, lässig lächelnd in seinen Stuhl gelehnt, mein Durchschnittsmensch, und sagte: Was wollen Sie denn - Es ist die Ordnung des Gesetzes! Und er tätschelte dabei mit seiner dicken Hand den Kopf eines Buben, seines Sohnes, der sich an ihn schmiegte. Da riß es beide fort, und sie vergingen zu nichts im Feuerschwall der Wunderkerzen, die von Osten nach Westen und von Westen nach Osten zischten ...

Ich sah auf den Äckern die Totengräber wühlen, und die Stimme des Lautmanns brüllte: Freiheit ist Dienen! und brüllte weiter, bis eine Wunderkerze auch ihm das Maul zerriß, und er hinfiel und schrie nach dem Schoß seiner Mutter, daß sie ihn nie geboren hätte ...

Und unter der Angst wachte seine zerbrüllte Seele auf, und zum ersten Mal klang seine Stimme menschlich.

Ich hetzte hin und her in der Nacht, duckte mich vor der Dunkelheit, bis ihre Angst zersprang.

Es war die Furcht vor dem Unsichtbaren, vor dem plötzlichen Verschwinden, irgendwohin, ins Nichts.

In der Nacht des zweiten Tages nahm mich die Angst vor dem Eigenen.

Ich sah mich als Kind und sah mich als Mann, entstellt vom Strom der Zeit, ertrunken in seinem Schlamm und blind jagend hinter verlorenen Hoffungen ...

Ich sah mich hasten nach dem eigenen Leben, das mir voraus-
eilte als ein Schatten, sah mich vergehen im Schwall einer riesigen Flut, die ich herbeigewünscht hatte, einen Durst zu stillen ...

Im Takt meiner Musik sah ich den Irrsinn tanzen, und erhob alle Wünsche und Träume aus mir heraus und warf sie ins Feuer des Verlorenen ...

Ich sah ungeborene Kinder im Kreis um mich und meinesgleichen sitzen, und sie zeigten mit verseuchten Händen und verätzten Fingern auf uns, und fragten aus leeren Augen:

Was habt ihr getan, bevor es zu spät war?

Und der Chor der Gewissen antwortete: Sie haben nichts getan!

Ich streckte meine rechte Hand aus nach meiner linken, und konnte sie nicht fassen, denn die Sense des Unglücks hatte alles entzweit und seiner anderen Hälfte beraubt, Väter und Mütter, Geliebte und Geliebten, Münder und Küsse, Leben und Zeit, Vergangenheit und Gegenwart.

Ich sah mich eingemauert in vier hohe Wände, und alle um mich waren eingemauert in ihre Wände, und aus jedem schrie

ein Gesicht mit der Stimme seines Ich nach seinem Du und dem vergessenen Wir.

Ich wollte fliehen vor der Nacht, um den eigenen Grenzen zu entrinnen; und indem ich litt an mir selbst, begann ich, mich anzunehmen.

Und die Angst vor der Dunkelheit verlor ihre Macht.

In der dritten Nacht schmeckte ich den Duft des Frühlings, den der Wind mit sich trug.

Er erzählte von den Knospen der Zweige, daß sie aufbrechen, wenn die kalten Tage vorbei sein werden. Von den

Flüssen, die ihre Grenzen vergessen werden und über die Ufer treten, und von den Schwalben, die dann kämen ...

Vom Frühjahr, wo die Gesichter ihre Falten verlieren und die Vorsicht die dicken Mäntel vergißt und sie hängen läßt zuhaus.

Ich lief durch die Nacht in den Morgen und entdeckte endlich, was mir die Verzweiflung genommen hatte und was ich darunter vergaß ...

Nacht —

wo Duft und Dunkel sich finden
und Wünsche verbrennen und Hoffnung keimt

wo Schatten fällt über Farben
und Lust und Zweifel zergehen in eins

wo träumend Worte gerinnen
und Lautes ruht und Vergessenes schreit

wo Bilder Grenzen zersprengen
und keimen Zukunft und Zeit —

Zauberkreis

Wenn man ein Land sehr schön findet, so kommt es einem unendlich groß vor. Man wünscht, in seinen Häusern zu wohnen, auf seinen Wegen zu gehen, von seinem Wasser zu trinken. Endlos wollte man Zeit, es zu entdecken, von seinem Reichtum zu nehmen, seine Armut zu teilen. Und nie wäre es genug.

So finden sich bisweilen Innen und Außen, und eines ist dem anderen Spiegel.

Es gibt Orte, zu denen kehrt man immer wieder zurück. Wenn das Karussell des Ablebens einen weitab geschleudert hat, sucht die Seele nach ihrer verlorenen eigenen Mitte. Man macht sich auf, wiederzufinden, was einem Heimat war. Der Geist wandert zurück, empfängt von den alten Bildern und erneuert sich an ihnen. In den Orten der Herkunft wurzelte sein Wünschen und seine Hoffnung. Zugleich bricht man zu ihnen auf als immer Unbekannten. Sie sind Wagnis und Fremde, sie bergen in sich das neu gestaltete Alte. Es ist ein Spiel zwischen Auge und Phantasie, zwischen Vorstellung und Landschaft; zwischen Aufnehmen und Ausdenken, Sehen und Erinnern, Trinken und von sich Geben, zwischen Herkunft und Zukunft. Man findet sich selbst, indem man hinausgeht. In der Landschaft des Äusseren mag dies der Wald einer Kindheit sein, ein Weg an einem See, ein Gebirge oder das Meer. In den sichtbaren Formen zeigt sich ihre unendliche Phantasie, und zugleich wird in ihr die Schönheit offenbar, die mehr noch und unerreichbar, einem anderen ange-

hört: jener lebendigeren Landschaft, die die menschlichen Züge bildet. Darin fließt alles zusammen.

Die Landschaft eines Gesichtes, diese endlose Gegend zwischen Stirn und Kinn, Haar und Hals! Über der Wurzel seines höhligen Gipfels liegen die tiefsten Seen, um seinen durstigen, lauten Schlund die schönsten Grenzen. Auf der Wiese seiner Stirn zieht die Zeit ihre Furchen, an den Ufern seiner Seen pflanzt die Nacht ihre lidernen Bäume. In seinem haarigen Wald scheiteln sich Jugend und Alter, in seinen Muscheln ertönen Raum und Musik. Und hinter seiner Stirn der weite, unbekannte Herd des Verstehens, das größte Wunder, fähig zur häßlichsten Häßlichkeit und zur schönsten Idee.

Wer weiß es, wie die Falten und Narben eines Gesichtes entstanden sind, welche Hand ihre Linien gezeichnet hat! Im Rätsel des Gesichtes vollzieht sich das Geheimnis jeder Landschaft: Es durchdringt sich Bild und Empfindung, Erscheinung und Tiefe. Das eine sieht man, nicht erkennend das andere. Unter den Oberflächen bleibt das Innerste verborgen.

Manchmal aber brechen im Tau einer Nacht, irgendwann zwischen Abend und Morgen, die eisernen Bande, die um die Herzen gelegt sind. Die Knospen springen auf, entfalten sich, und unsichtbar beginnen feine Bänder zu sprießen. Im wilden Meer des Weltgeschehens wird eine Nußschale sichtbar, die das einsame zweisame Glück mit sich trägt, das alles hinter sich läßt und vergißt.

Das Befreiende, wenn plötzlich die Schönheit eines Menschen spürbar wird und es immer unmöglicher ist, dieses Gefühl zurückzuhalten. Es macht glücklich und unruhig, da wird

spürbar: Der andere ist einem Rätsel, wie man selbst es ihm ist. Und auf einmal macht das zu schaffen. Die Zeit allein jedoch vermag die Kluft zu schließen, eine Ahnung hinüberwachsen zu lassen. Am Anfang ist es ein Tanz zwischen den Polen von ich und von du.

Das eigene Ich; dieser Ursprung, darin sich alles verdichtet, aller Schund der Zeit, alle Fälschung und aller Trug, alle schreiende Einsamkeit; dieser Schmelztiegel von Bewußtsein und Empfinden – vor den einen versteckt es sich, anderen gegenüber spielt es sich auf, dritten gegenüber verkleidet es sich. Und eigentlich möchte es offen sein. Aber man weiß ja: Das Öffnen von dem ganz drinnen ist so gefährlich, weil gleich bei den tiefsten Quellen die ärgsten Schmerzen hingedrängt sind.

Die Türen der innersten Kammern sind fest verschlossen, manchmal verklemmt, oft vereist. Doch ab und zu, wenn aus den schmalen Ritzen der dichten Mauern, die das eigenste Wesen der Menschen verschließen, ein Schimmer dringt – dann ist das Leben ein Fest. Und man beginnt zu wachsen. Was aber allein bleibt, das geht zugrunde.

"Hänschen klein geht allein in die weite Welt hinein...", so hatte das Lied geheißen, und er, Hänschen Valentin, war hinausgegangen und wünschte nun, es nie getan zu haben. Doch es gibt kein Zurück.

Nach einem neuen Beginnen sehnte ich mich, noch ein Mal von vorne anzufangen. Noch war das Leben nicht vorbei!

Über die Gräben der Vergangenheit flog ich zurück aus der Welt der Erwachsenen zum Ort meiner Wurzeln, wo ich hoffte, mein merkwürdiges Dasein von seinem Ursprung her zu begrei-

fen. Doch wie ich ihn verlassen hatte, traf ich ihn nicht an: Der Ort meiner Kindheit lag tot und öde da, kein Mensch war zu sehen, nicht einmal eine streunende Katze begrüßte mich.

Zwischen den Häusern des Dorfes, wo ich aufgewachsen war, irrte ich umher, und es war, als hätte ein böser Geist alles verzaubert: Sprachlos und kalt standen die vertrauten Mauern, leergefegt die Wege, auf denen ich das Gehen, das Laufen, das Fahren gelernt hatte; der Fluß, der mich stets gelockt und trotz aller Verbote angezogen hatte, war nun nicht mehr als ein schmales, ungefährliches Rinnsal. Was mir einst so groß und unermeßlich vorgekommen war, erschien mir klein, beschränkt und fremd. Doch mehr als die Erschütterung des Gedächtnisses traf mich dies Schweigen, das über allem lag; das die Läden vor die Fenster geklappt hatte und die Kirchturmuhren stillstehen ließ. Und auch der Sauerkirschbaum im Garten schien abgestorben, keine Blüte an einem Zweig, kein grünes Blatt.

So ging ich aus dem Dorf hinaus, ein Stück flußaufwärts; einen wußte ich, der würde zu finden sein. Ich erreichte die Anhöhe, von der der Weg ins Ende des Tales hinabführte. Unten, hinter dem kleinen, augenhaft rund und silbern glänzenden See, lag der Weinbauernhof.

Nichts schien sich hier verändert zu haben, alles schien beim Alten geblieben. Wie vormals noch der Steg in den See und die Häuser; das zierliche Wohnhaus, dessen strenge Fachwerkzeichnung das Auge anzog, das schwere Scheunendach daneben, durchhängend an vielen Stellen, das am First in ungleicher Linie verlief, die sich zur Wetterseite in einem Walm brach. Hinter dem Hof der wellig ansteigende Nordhang, auf dessen unruhigem Rücken die Pfosten der Viehweidenzäune hinaufließen

bis an den Wald, der den Talrand und die Grenze bildete. Weiter oben aber, gegen Osten, wo sich in einem weiten Bogen der Hang des Weinberges mit dem Nordhang traf, bemerkte ich drei hohe Tannen. Weit ragten sie über ihre Umgebung hinaus, die unter ihnen steil nach der Quelle des Flusses ins Tal abfiel. Diese hatte ich nie gesehen.

Um den See ging ich auf den Hof zu. Wieviel Nachmittagsstunden, wieviel Sommer- und Herbsttage hatten wir nicht hier verbracht! Zwischen Dorf und Hof hatte sich unsere Kindheit ereignet, und die kurze Entfernung, die zwischen ihnen lag, war Reise vom einen Ende der Welt zum anderen gewesen. Dem sicheren und behüteten Leben des Dorfes war hier eine andere, eine freie und wilde Welt entgegengetreten. Da hatte keiner Zeit, auf uns acht zu geben und zu ermahnen, da kam keiner, um unsere Spiele mit unpassenden Erwachseengesetzen zu stören. Denn die Leute des Dorfes mieden den Weinbauernhof, und es war nicht gern gesehen, daß wir dorthin gingen; galt er doch als eigensinniger Mensch, anders als die anderen, der über die launischen Winde der Zeit und Moden laut zu lachen pflegte. Viel hatte ich bei ihm gelernt und gesehen, von der Arbeit im Hof, im Wald und im Weinberg; einfache Dinge, in denen so viel mehr liegt als in den eitlen Komplikationen des Räderwerks.

"Bist großgeworden!" begrüßte er mich. "Hab gewußt, daß du wieder kommst. Hast dich nicht verirrt?"

Ich schüttelte den Kopf. "Verirrt hab ich mich nicht, geflohen bin ich. - Bunt geht's zu in den Welt, mehr, als ich mir vorstellen konnte!"

"Was hast getrieben in der Stadt, hast etwas gelernt?"

"Viel gelernt und doch nichts, von dem ich weiß, welchen Sinn es hat, ob's überhaupt einen hat. Darüber schweigt man

in der Stadt. Doch sag, wie steht es hier? Wo sind die Leute?"

"Die sind geflohen, zu den Giftmischern sind sie, in die Stadt. Suchen Arbeit und Glück. Da kommt keiner mehr zurück."

"Sie haben alles im Stich gelassen?"

Er nickte. "Kopflös sind sie fortgerannt, der Hunger hat sie angetrieben. - Dort, schau hinauf!"

Er zeigte nach den drei Tannen, die ich gesehen hatte. Triebe der Waldangst seien es, die bösartige Geschwüre an ihren Zweigen hätten und riesige Wurzeln, die sich ins Erdreich über den Quellen klammerten. Und ihr Holz sei schwarz und sei faul.

"Das Land verreckt, Valentin! Schau dir's noch einmal an! Der Wald kann nicht fortgehen wie die Menschen, der muß bleiben und leiden..."

Als ob der Wind seine Worte hörte, zog eine schwarze Wolke vor die Sonne. Mit jeder Wolke, dachte ich, stirbt wohl ein Baum. Und den Bäumen werden die Menschen folgen. Aber Karl würde wohl hierbleiben, wenn die Natur abstirbt, er würde mit ihr vergehen, lang bevor der Hunger die Städte in seinen Würgegriff nähme.

"Im Herbst ist's aus. Da faulen die Reben an den Stöcken, und es gibt keinen roten Wein mehr, dann gibt's schwarzen Wein. Der schmeckt bitter und schlecht, aber siestaufen ihn in Massen..."

"Schwarzer Wein?" fragte ich.

"Man trinkt ihn zu vergessen. Wenn die Welt so häßlich geworden ist, daß jeder Blick dem Auge wehtut, dann soll der schwarze Wein es lindern - "

"Werden sich die Menschen nicht an die Häßlichkeit gewöhnen?" fragte ich.

"Wohl gewöhnen sie sich, sie empfinden sie gar nicht mehr. Und je mehr sie sich an häßliche Bilder gewöhnen, desto geduldiger und frommer nehmen sie auch die wirklichen Häßlichkeiten hin, die nicht mehr nur Bilder sind und den Augen wehtun, sondern schmerzen und Verbrechen sind. Da müssen sie saufen und saufen, daß sie den Betrug nicht merken..."

Er lachte. Sein Lachen klang nicht wie früher, es klang bitter und schmerzverzehrt. Krumm war er geworden von den Jahren hier draußen, seine Schultern waren nach vorn gefallen, sein Schritt ging schleppend und müde. Doch noch immer lag jene heimliche Schönheit in seiner Haltung, wie sie dem eigenen wird, dessen Bewegungen von einer Arbeit gezeichnet sind, die er liebt.

In der Nacht lag ich oben in der Scheune im Heu. Ich war müde vom langen Gehen, und der Tag klang in mir nach. Aber Karl fand keine Ruhe. Bis spät hörte ich ihn über den Hof tapfen, unruhig und immerzu sprechend. Eine tiefe Sorge trieb ihn um mit der Macht ihrer Angst.

Im Traum sah ich sein Gesicht. Seine Haut glich der Rinde eines Baumes. Aus ihren Rissen floß Harz, rot wie Blut, und in den Astknorren erschienen Augen, voller Klage und Schmerz. Und die unbelehrbaren Hüter des Alltags stampften über das Gesicht. Aus ihren Krawatten tropfte Gift, und in den Händen hielten sie stinkende Kübel, die sie ausgossen in die Rinde. Da begann der Baum, sich zu schälen. Unter seiner Rinde erschien eine neue Rinde, voll mit Krebsgeschwüren, die sich alle unaufhörlich teilten und vermehrten, bis sie sich verwandelten in das Gesicht eines Menschen. Den Mund hielt er fest verschlossen, die Lippen zusammengepreßt, und die Hände

über Augen und Ohren gelegt. Da sah ich, es war das Gesicht Karls und mein eigenes zugleich, es war das Gesicht Fernands und auch des Lautmanns. Es war das unendlich schöne, unendlich viel entstellte Gesicht des Menschen, gezeichnet vom Hunger nach Zukunft und Leben. Und laut schrie ich: "Hoffnung! Hoffnung! Wo bist du?" und im Traum wachte ich auf. Und wie ich träumte, daß ich erwachte, wurde ich wach und Traum und Wach vergingen ineinander.

In einen Sack packte ich meine sieben Sachen, um weiterzuziehen; die Sehnsucht und die Erinnerung, das Heimweh und die Lust, die Wünsche des Tages und die Bilder der Nacht. Karl aber gab mir eine Flasche von dem roten Wein.

"Er geht dir gleich ins Blut und bleibt immer darin", sagte er zum Abschied. "Wenn du daraus trinkst, die Augenblicke vergißt du nie!"

Oben bei den drei Tannen blieb ich stehen und schaute zurück; es fiel mir schwer zu gehen.

Unten, wo sich das bunte Häuflein dicht um den spitzen Kirchturm scharte, wo der Fluß sich als dünnes Band zwischen den brachliegenden Wiesen und Feldern schlängelte, sah ich das giftbesäte, sterbende Tal meiner Kindheit. Und hinten am Horizont, unterm Kegel ihres Dunstes, dort war die Stadt. Wieviel Zeit hatte ich in ihr verbracht, wie sinnlos erschien sie mir jetzt! Ihre Bilder wurden wach, die abertausend unbekannten Gesichter, der stinkende Lärm, der laute Gestank, die ängstlichen und feindseligen Augen...

Nein, es gab kein Zurück.

Gegen Mittag brach ich auf. Ein heftiger Wind blies; die Wolken, die seit Tagen im Westen hingen, waren nähergekommen und zogen schwarz am Himmel zusammen.

Dicke Tropfen fielen nieder, dann rissen die Wolken auf, und es fing wild an zu regnen.

Brausend fuhr der Sturm in die zerfledderten Bäume, und ich rannte panisch von Baum zu Baum, suchend nach einem Unterschlupf. Ein grelles Licht blitzte auf, gefolgt von einem Donnern und Krachen. Schwere Äste stürzten zu Boden.

Das Erdreich schien das Wasser nicht mehr fassen zu wollen, es stieg an, stieg mir bis an die Knöchel, stieg höher. Eine Flut brach durch den Wald und riß alles mit. Um mich zu halten, klammerte ich mich an einen dicken Stamm.

Ein Blitz leuchtete auf, fuhr nieder, zersprang an einer Felswand in tausend funkende Fäden. Einen Augenblick kurz sah ich in der Wand, wenige Schritte nur entfernt, die Türe. Ich stieß mich ab von meinem Stamm, stürzte auf sie zu, da fuhr wieder ein Blitz herab und schlug gerade vor der Türe in den Boden. Ein Prasseln folgte, ein dichter Steinschlag ging vor der Wand nieder.

Einen Atemzug lang hielt ich inne. Es gab nur ein Zurück oder die Türe.

Mehr als der Blitz und die stürzenden Steine war es die Gewalt einer fremden Ahnung, die mich zurückhalten wollte, die mit scharfer Stimme rief: Verboten ist das Land der Innerlichkeit! - Hinter mir hörte ich das Brechen und Bersten eines Stammes. Da riß ich mich los, hastete auf die Türe und hinein, um gleich in jähem Schreck die Flucht meiner Bewegung zu bremsen.

In einem scharfen Rand brach der felsige Boden vor mir ab. Ich blickte in den Abgrund meiner eigenen Tiefen.

Unten, wo Innenwelt und Außenwelt zusammenwuchsen, lagen die sieben Täler der Seele und die sieben Berge der Sinne.

Doch es blieb keine Zeit zum Schauen. Hinter mir krachte und tobte es weiter, und als das Gewitter der Naturmächte abebben wollte, brach ein schrecklicheres Gewitter los. Die Druckwellen der menschlichen Hybris rissen die Türe aus den Angeln, hinter der ich Zuflucht genommen hatte. Fern sah ich einen giftigen Pilz in den Himmel wachsen.

Da sprang ich hinab.

Wer in den tiefen Schlaf der Lebensmüdigkeit fällt, den vermag nur noch die Gewalt hohlen Mitleids zu retten. Dann wird er stumm und taub, oder er wird die nächste Gelegenheit suchen, aufs neue sein versengtes Holz in der Flucht zu schützen. Einzig, was tief an seine Wurzeln dränge und seinem Wesen verwandt wäre, vermöchte ihn zum Leben erwecken. Es allein kann ihm Hoffnung geben.

Die Bilder der Häßlichkeit fürchtend, hielt ich lange die Augen geschlossen. Da vernahm ich, ganz nah, die lebendigen Klänge einer Musik. Sie stieß mich an, fiel in mich hinein und begann, mich in ihrem Takt zu drehen; schob sich als eine Nebelwand vor das Vergangene, dicht und undurchsichtbar, hinter der die Wirklichkeit verschwand.

Vorsichtig öffnete ich die Augen. Um mich tanzten viele Menschen. Es waren Alte und Junge, die glückliche Gesichter hatten und sich an den Händen hielten. Sie drehten sich in einem Kreis, ließen sich wieder los und tanzten als Paare weiter. Wie von selbst zog es mich hinein in ihren Tanz und die wogende Musik.

Ein Instrument löste sich, spielte allein seine Melodie und fand sich wieder mit den anderen zusammen. Eine Orgel ertönte, klang laut und voll; fiel zurück und vermischte sich

mit dem tiefen Spiel eines Cellos. Und da - plötzlich war eine Flöte zu hören.

Ihr Spiel drang von allen Seiten in mich ein, strömte wie Wasser in meine Poren. Und die Menschen um mich tanzten, als ob alle Mauern aufgebrochen wären; ihre Leiber und Gesichter nahmen die eigenen, ungekannten Ausdrücke an, tanzten zusammen, tanzten als einzelne weiter, trafen wieder zusammen. Und du und wir und ich fanden sich, ohne sich darin zu verlieren. Eines verwandelte sich ins andere, Fremdes wurde Eigenes, Eigenes ward fremd.

Da fiel mein Blick auf zwei Augen. Sie kamen näher, verschwanden, kamen wieder. - War es Lenas Gesicht? War es Evas Gesicht? War es das Gesicht jenes Fräuleins, das in den Träumen so oft hinter mir gestanden hatte, die immer, wenn ich mich umwandte, ihr Gesicht zu erkennen, sich von mir drehte? Vielleicht - Da waren zwei Augen, es gibt nicht mehr: Es war IHR Gesicht!

Eine Flut ging durch mich, meine Haut begann zu brennen, alles zerfloß um mich. Ich sah nur noch diese Augen. Ganz nah waren sie nun, ein Lachen lag in ihnen.

Ich streckte die Hände aus, und im Tanzen faßte sie nach ihnen. Ihre Finger waren kälter als die meinen, und die Wärme meiner Haut floß in sie und ihr Lachen in mich. Wir tanzten weiter und weiter, bis tief in die Nacht. Da begann die Musik, leise zu spielen. Eine Angst überkam mich, daß es vorbei sein würde, und ich griff nach ihren Armen und wollte sie ganz zu mir ziehen. Doch als ob sie spürte, daß nicht ich es war, der sie begehrte sondern die Angst, wich sie zurück und entfernte sich.

Aber in mir tanzte es weiter. Immerzu sah ich dieses Gesicht vor mir, die dunklen Augen, seine lachenden Fältchen. Ich

ging darin darin auf und ab, tastete nach seinem Mund und seinen Wangen. Ich suchte nach dem Klang ihrer Stimme, die ich immerzu hören wollte, nach dieser Stirn, die verbarg, wonach ich mich sehnte, ohne es zu kennen. Ich träumte in diesen Augen, nahm alle Wünsche, die ich hatte, und warf sie hinein. Ich sah uns gehen über die endlose Wiese der menschlichen Widersprüche, und ein Wind fuhr sanft darüber und glättete alles.

Am anderen Tag traf ich sie wieder. Die Musik von gestern war verstummt, doch eine andere Musik begann zu spielen. Noch schöner waren die Töne, noch heller spielte die Flöte, noch bunter der Tanz. Es wurde wärmer als je, und wir tranken aus unseren Augen und Lippen und stillten den unersättlichen Durst. Eine winzige Ewigkeit stand die Zeit still.

An einem Morgen weckte sie mich.

"Kommst du mit?" fragte sie nur.

Sie führte mich ein Stück hinaus. Wir erreichten zwei stolze dunkle Seen, ein schmaler Weg führte zwischen ihnen in die Höhe; den stiegen wir hinauf. Wir kamen in eine wilde, zerklüftete Gegend. Alles war fremd hier.

Mir wurde kalt. Dichter Nebel zog um uns. Immer wieder verschwand ihr Gesicht gänzlich in einem Nebelfetzen, um für einen Augenblick sichtbar zu werden und alsbald zu entschwinden. Da hielt sie inne. Noch war sie hier, doch ihre Stimme klang ganz fremd.

"Ich muß weg von dir!" sagte sie.

"Wohin willst du gehen?" fragte ich.

"Ich muß fliehen. - Dein Land ist mir fremd, wie mein eigenes mir unbekannt ist. Eine fremde Gewalt hindert mich, dich zu finden, was ich doch wünschte..."

"Hast du Angst vor mir?" fragte ich.

"Nein, es ist anders - Es ist eine Macht in mir, die mich zwingt und treibt, und ich verstehe sie nicht. Was mir zu nahe kommt, das macht mir Angst. Da muß ich fliehen..."

Ihre Stimme klang ganz fern, undeutlich hörte ich sie sprechen. Ich begann zu zittern, ein Würgen engte meinen Hals, ein gräßlicher Schmerz stieg auf, als ob ich ertrinken mußte.

"Vielleicht sehen wir uns wieder..."

Doch ich hörte nicht, ich verstand sie nicht mehr. Auf einmal wußte ich mich allein. Ich setzte an, ihr nachzueilen, doch schien es mir, als könnte ich sie nie erreichen.

Hand in Hand waren wir steile Wege hinauf und hinunter gestiegen. Hatten uns festgehalten über Klippen und Abgründen, vor gefährlichen Straßen und dunklen Orten.

Hand in Hand spürten wir unsere Finger und die feinen Linien unserer Verschiedenheit.

Und Hand in Hand konnte uns nicht bewahren vor den Schatten unserer Ängste und den unaushaltbaren Rätseln unserer Gesichter...

Mein kleiner privater Zauberkreis zerbrach.

Als sei ich mir selbst verloren gegangen, irrte ich umher und wußte nicht, wohin.

Ein Strom schwellte an zu einer riesigen Flut, die mich unter ihren Wogen begrub. Der Schmerz wurde größer als ich selbst, sprengte meinen Verstand, und die dichte Mauer des Seelenwehs begann, ihre Dornen um mich zu legen und mich einzuschließen. Ich legte mich zur Ruhe und fand kein Schlafen, ich ging im Regen und floh vor der Nässe, ich suchte die Sonne, und vor ihr zogen unsichtbare Wolken.

Die Zeit ohne sie wurde länger als alle Tage und Nächte zuvor.

Die Zeit ohne sie wurde eine Nacht mit tausend wilden Träumen. Um Mitternacht umarmte mich die Dunkelheit, und im Morgen grauen entließ mich das Nachtgespenst in ungewisse, verwegene Tage.

Die Zeit ohne sie - - Ich sah nicht mehr sie, im Schmerz sah ich nur noch einen: mich selbst. Eng hielt ich den Blick in mich gerichtet, nichts mehr vernehmend, das außer mir war. Oh, ich wußte wohl, es gab ernstere, gerechtfertigtere, wichtigere Schmerzen; es gab Krieg und Hunger und Krankheit. Aber das half nichts.

Ich wünschte, den schwarzen Wein zu haben, und von ihm zu trinken und alles zu vergessen. Ich legte Hand an mich, das Gedächtnis aller Sinne zum Schweigen zu bringen.

Indem ich nur noch mich erlebte, wurde ich arm. Was sich mir zeigte, sah ich mit den Augen eines Blinden; was ich tat, war bestimmt von der Verzweiflung. Sie nahm mich, wie eine Katze einen Vogel nimmt, und warf mich über die Grenze allen Begreifens, dorthin, wo ich mich für immer verloren geglaubt hätte.

An einem Tag kam ich an die Türe, aus der ich einst geflohen war, als das Gewitter mich bedrohte.

Oben bei den drei Tannen saß der Nebelmacher und sog seinen grauweißen Atem ein, den er über Nacht aufs Tal des Wirklichen gebreitet hatte. Dann drehte er sich um und blies ihn aus seinem langen Rohr hinaus auf das fremde eigene Land, das hinter mir lag. Der Nebel floß hinunter, legte sich in die unbekannten inneren Täler, schmiegte sich in ihre Buchten und Höhlen und verschluckte alles.

"Kannst du vergessen machen, was mir geschehen ist?" fragte ich ihn.

"Könntest du es vergessen?" antwortete er.

"Nein, ich kann es nie vergessen. Dieses Gesicht..." stammelte ich.

"Es würde vorbei sein, wenn du es für tot erklärtest, und wäre doch nicht vorbei. Willst du nun leben oder fliehen?" Ich zögerte.

"Es gibt nur ein Ja oder ein Nein - " sagte er leise.

Er zeigte hinunter auf das Land der Wirklichkeit, wo ich geboren war; wo der Fluß war, die Menschen, die Stadt. Das Land, das ich so oft verlassen hatte, und wohin ich immer wieder zurückkehren sollte. Dieses seltsame, schöne häßliche Land.

"Es ist so viel Häßlichkeit dort. Aber dieses Gesicht - es war unendlich schön..."

"Wenn es schön war - Ist es nicht wie jenes Land, wo das Schöne verschüttet liegt unter der Häßlichkeit - "

"Kann man es je finden?" fragte ich wieder.

"Du könntest es beschreiben, weil du Glück hattest, es zu erleben. Wie viele haben keine Vorstellung davon und sehen nur die Häßlichkeit. Warum hilfst du nicht, diesen elenden Mantel zu zerreißen?"

Ich schaute hinaus. Noch einmal war es, als ob Traum und Wirklichkeit in einem bestünden.

Um den Berg des Eigenen sah ich in einem weiten Kreis die sechs anderen Berge der Erscheinungen liegen.

Sonne und Mond trafen sich auf einem, auf einem zweiten schieden sich der Tag und die Nacht. Auf dem dritten trennten sich Feuer und Wasser und auf dem vierten Sommer und Winter. Auf

dem fünften schied sich die Zeit von der Dauer und auf dem sechsten Werden und Tod.

Zwischen ihnen lagen tiefe Täler, in denen das Leben entsprang und dem großen Strom zufließte.

Arbeit und Spiel zergingen in einem, Sättigkeit und Durst in einem zweiten; Licht und Schatten bestanden im dritten und Traum und Bewußtsein in einem vierten. Ich und Du bedingten sich im fünften, Blühen und Sterben wogen sich auf in einem sechsten, Verwandlung und Vollendung erkannten sich im letzten...

Über mir aber knarnten im Wind die Bäume der Waldangst, flüsterten in ihren Kronen das Lied der Seelenhölzer. Sangen vom verschlungenen Ineinander der Zweige, von den Verflechtungen der Wurzeln, ihrem geheimen Treiben in vergessenen Tiefen. Sangen von der Müdigkeit der Menschen vor ihren Wegen, ihrem Zerbrechen an alten Giften. Von den Verflechtungen zwischen allem, von den toten Würmern, die das Holz der Seelen zerfressen, das weich ist und doch so zerbrechlich... Ich schaute nach vorn. Weit hinten am Horizont pochte die Wirklichkeit. Ich spürte eine tiefe Sehnsucht nach ihr erwachen, nach ihrer Vielfalt, die größer ist als ich selbst. Und doch nichts ist als ein Spiegel.

Aus meinem Sack zog ich die Flasche hervor, schmeckte den roten Rebensaft, nahm noch einen Zug und einen zweiten. Dann trank ich sie aus bis auf den letzten Tropfen...

Ganz hinter den Nebelbänken
unseres Daseins
möchte ich dich treffen
und dich in die Weinberge
eines wunderschönen Landes führen.
Aus einem goldenen Krug
dir Wein einschenken
und mit dir trinken, trinken, trinken
und dabei nüchtern bleiben.

Das Los

Ein Leben mag beginnen, wie es will, die Würfel sind zuvor gefallen. Wenn die kleinen Knäblein und Mädglein Neon- oder Petroleumlicht der Welt erblicken - je nachdem, ob in den Süden oder Norden dieser Erde geboren -, ist es für die meisten schon zu spät. Bestimmung, Fügung, Geschick - zahlreich sind Fortunas Namen, der mächtigen Göttin, die alles entscheidet.

Sie ist es, so hört man, die Spreu und Weizen trennt, sie hat die Mauern gebaut, woran die Wünsche zerbrechen. Sie zermalmt die kindischen Träume der Weltverbesserer, sie setzt ins Mosaik der Zufälle die Steine.

Sie war es, die die Segnungen des Fortschritts, die der Menschen Hilfe und Hoffnung sein könnten, zur tödlichen Gefahr werden ließ. Sie auch fällt die Schiedssprüche über ihre abgelebten Leben.

Um ihre goldenen Kälber tanzen die Kinder der Zeit und bringen ihr die schuldigen Opfer des Untertanengeistes und der Bescheidenheit. Und der Götzendienst nagt und frißt und säbelt am Holz ihrer Seelen, bis sie zur Unkenntlichkeit verkrüppelt sein werden, wo nur noch der Verfall eine neue Realität schaffen kann. Kein Gegenüber ist mehr geblieben, dem irgendwer noch eine Antwort schuldete. Fortuna allein, die ehrwürdige Marionette der Macht, regiert und führt.

Es traf sich, daß ich zurückkam in die Stadt am Tag des Großen Loses. Zum höchsten Feiertag war alles herausgeputzt, Fahnen waren an den Häusern hochgezogen, und in den Straßen spielten Musikkapellen. An die Kinder wurden Luftballons verteilt, und auch die Kleinsten lagen in festliche Kleid-

chen gesteckt in ihren Kinderwagen. Seit dem frühen Morgen strömten die Menschen aus allen Provinzen in die Stadt, wo vielerorts Tafeln aufgestellt waren mit dem Aufgebot, den Namen derer, deren Lose heute gezogen werden sollten. Während die Festlichkeiten wie in jedem Jahr mit einem bunten Umzug ihren Auftakt nahmen, sammelten sich in einer Ecke der Hauptwache die Penner. Die meisten von ihnen saßen schweigend und stumpf vor sich hinstarrend herum, einige vertrieben sich die Zeit, indem sie Pfennigstücke nach Flaschen warfen. Von der Treppe, die zum Hintereingang der Kirche führte, klang ab und zu lautes Gelächter her. Dort saßen ein paar andere verwahrloste Gestalten, die immerzu dasselbe taten: sie würfelten.

Vor den Eingängen der Kirche standen behelmte und bewaffnete Männer, die die Türen bewachten und achteten, daß kein Verlorener sich dorthin verirrte.

Gegen Mittag erreichte der Umzug den Platz. Mütter, vereinzelt auch Väter, lösten sich aus dem Zug und gingen, ihre Schützlinge eng an sich gedrückt, auf den abgesperrten Teil des Platzes, um das Los ihrer Kinder zu empfangen. Bangen und Hoffen spannte ihre Sinne und Gesichter, sie wußten, daß die Stunde nahte, die alles entscheiden sollte. Nur die Kleinen selbst, die ja eigentlich betroffen waren, schliefen größtenteils still und friedlich im Arm ihrer Eltern, vielleicht deshalb, weil das Wetter schön war und die Sonne warm in ihre ahnungslosen Gesichtlein fiel, die nichts von der Angst ihrer Eltern wußten.

Vis-à-vis der Katharinenkirche, auf der anderen Seite des Platzes, wo die weltliche Gerechtigkeit Sitz und Verwaltung hatte, war ein großes Podest aufgebaut. Vor dem Podest

schritt mit gewichtiger Miene ein kleiner, dicker Mensch auf und ab: der Amtstambour. Auf seinem Rücken kreuzten sich zwei Riemen, welche die Trommel hielten, die, leicht im Rhythmus seines Schrittes schlenkernd, vor seinem feinsten Bauche hing.

Bumm-bumm, bumm-bumm machte es, und im Takt fuhr der Arm des Tambours hin und her und schwang den Schlegel, der dumpf die Laute über den Platz an die Mauern warf, woher sie als vielfaches Echo widertönten und sich mischten. Auf dem Podest aber war aus stählernen Rohren ein hohes, dreieckiges Gestell aufgebaut. In dieses war eine große, gläserne Trommel gehängt, die sich unaufhörlich drehte. In ihrem Innern sah man mit jeder Umdrehung die Lose durcheinander fallen, die für den heutigen Tag zur Vergabe bestimmt waren.

Bumm! machte es wieder, da stand die Trommel still. Jetzt bestiegen 25 Bauchladenmänner das Podest. Sie stellten sich hintereinander vor der gläsernen Trommel auf. Eine Klappe in der Vorderseite wurde geöffnet, und jeder der Bauchladenmänner entnahm aus der Glückstrommel die vorgeschriebene Anzahl Lose.

Unterdessen wurden die Eltern angewiesen, in Reihen, nach den Anfangsbuchstaben ihrer Kinder geordnet, Aufstellung zu nehmen. Es mochten wohl an die 5000 Eltern auf dem Platz sein, und so dauerte es eine ganze Weile, bis alle sich in die Ordnung und die Aufseher mit den Schirmmützen Genugtuung fanden. Für jede Reihe war ein Bauchladenmann zuständig. Diese gingen, nachdem jeder sein Bündel Lose genommen, von Kind zu Kind, erfragten vom Vater oder der Mutter den Namen und trugen ihn sodann aus ihrem Buche aus, worauf die Elternhand in den Laden greifen und ihr Los daraus

ziehen durfte.

Die Lose waren versiegelt mit dem Wappen des Adlers. Es war verboten, sie vor Anweisung zu öffnen, was jedoch ohnehin unmöglich gewesen wäre, da die gestrengen Blicke der Ordnungshüter darauf achteten. Als die Verteilung beendet war, verschwanden die Bauchladenmänner mit ihren Büchern ins Haus der Gerechtigkeit; im selben Moment hob der Tambour seinen Schlegel und gab das Zeichen.

Mit zitterigen Fingern brachen die Eltern das Siegel und begannen, das Papier auseinanderzufalten, um das winzige Zeichen zu sehen, unter das sie den Namen ihres Kindes setzen sollten: ein Stern für die einen, eine Null für die anderen...

Damit die Verzweiflung der Verlierer nicht die Schranken der Ordnung bräche, war um den Platz ein großes Aufgebot an Sicherheitskräften gestellt. Sobald die Lose geöffnet waren, verteilten sich diese unter das verlorne Volk, und die einen, die ihr Schäfchen nun ins Trockene gebracht wußten, wurden, angeführt vom Tambour und den Würdenträgern der Stadt, zum Hauptportal der Kirche geleitet, um dem Hochamt beizuwohnen. Die Verlierer aber, deren Leben von jetzt an ein aussichtsloses sein würde, scheuchte man vom Platz herunter und trieb sie in die Straße des käuflichen Glücks.

Über Nacht hatten Leute des Volkes am Eingang dieser Straße einen langen rostigen Eisenstab in den Boden geschlagen. An seine Spitze war ein Pappschild gehängt, worauf zu lesen stand:

Das ist der Nagel
daran ihr eure Wünsche hänget!

(Absatz)

Von diesem ganzen Geschehen waren die Taugenichtse, die auf der hinteren Hälfte des Platzes, zwischen Kirche und Statue, herumhockten, unberührt geblieben. Es waren dies ungefähr einhundert Männer und Weiber, die zusammengekommen waren, da sich der Tag ihres Loses heute zum fünfzigsten Male jähren sollte.

In ihrem Leben hatte das Los, das sie getroffen hatte, tiefe Spuren hinterlassen. So wie ihr Äußeres zerlumpt und elend aussah, waren sie selbst matt und schlapp geworden.

Der Trunk hatte, als ihre einzige Hoffnung, furchtbare Narben in ihre Gesichter gezeichnet, und ihre Körper waren vom langen, wohnsitzlosen Umherziehen arg mitgenommen.

Abseits von den anderen bemerkte ich einen kleinen, zwergenhaften Mann. Der hockte auf dem Boden an der Mauer der Kirche, ganz in der Nähe der Würfler. Das rechte Bein hielt er steif von sich gestreckt und den linken Fuß wie im Schmerz an sich gezogen. Ich ging zu ihm hin. Tatsächlich: Es war Justus Fiedler, der Mann, den die Totengräber verkrüppelt hatten.

"Justus! Du bist hier?"

Er richtete sich auf, soweit es sein krummer Rücken erlaubte, und sah mich an.

"Kennst du mich nicht mehr?" fragte ich.

Da ging ein Lächeln über sein Gesicht: "Valentin Kindmann, du bist es! Komm, setz dich!"

Er hielt mir eine Flasche mit einer schwarzen, ölig aussehenden Flüssigkeit hin.

"Hier! Nimm einen Schluck, Kumpel!"

Ich lehnte ab. "Was hast du gemacht in diesem Jahr?" fragte ich ihn.

"Du siehst es doch: Gesoffen hab ich, vergessen hab ich - wie alle. Alle trinken - "

Aus seinem Bündel zog er eine Dose Käse hervor und begann, seinen verkrüppelten Fuß damit einzureiben.

"Drei Tage bin ich gelaufen bis ich hier war. Wer weiß, vielleicht bringt mir Fortuna Glück - "

Er kratzte mit seinem Krückstock eine Zahl auf den Boden. "Heute vor fünfzig Jahren war's! Fünfzig Jahr' umsonst gelebt!"

"Hat dir deine Mutter erzählt, wie es damals war?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. "Die hab ich nicht mehr gekannt. Als sie mein Los erfahren hat, hat sie angefangen zu saufen. Ist bald gestorben. Oh, hätt' sie mich nur mitgenommen!"

"Wie kannst du so reden, Justus? Vielleicht hat es doch einen Sinn gehabt, und wir begreifen es halt nicht - " Stumpf blickte er auf sein Bein, wo er den Käse um die Narbe verrieb. Plötzlich lachte er auf.

"Haha, das ist leicht gesagt! Oh, wenn du wüßtest! Ich habe versucht, mich aufzulehnen gegen das Los, mich nicht zu fügen. Auch ich hab einmal geträumt von einem anständigen Leben - 's hat nicht sollen sein. Fortuna ist halt mächtiger, wäscht dir die Träume ab wie einen Dreck!"

"Du redest wie alle Alten. Meinst du nicht, daß das Schicksal sich irren könnte? Es ist doch von Menschen gemacht!"

"Wo denkst du hin! Bist eben ein Kindskopf geblieben, Valentin! Nein, nein, Fortuna irrt sich nie, du wirst es auch noch lernen! - Der Mensch kann viel ertragen, doch wenn er sieht, daß alles, was er getan hat und tun wird, keinen Sinn hat, dann hilft kein Nachdenken - da hilft nur eins: vergessen, vergessen, vergessen!"

"Warum bist du aber gekommen, wo dir alles sinnlos erscheint?"

"Ist meine letzte Hoffnung heute, vielleicht hab ich Glück, vielleicht nicht. Einen muß das Los ja treffen, vielleicht bin ich's, vielleicht einer von denen - "

Die anderen Gesellen hockten am Fuße der Statue; hielten den zu schwer gewordenen Kopf in die Hände gestützt, um höchstens einmal den Arm zu heben, wenn die kreisende Flasche an sie kam.

"Bist noch jung, Valentin, bist noch nicht fertig.- Sag mal: Was hat das Los für dich bestimmt?"

"Es war ein seltsames Zeichen, das es heute nicht mehr gibt, Fragezeichen wurde es genannt. Kennst du es?"

Ich malte das Zeichen auf den Boden. Er nickte.

"Hab es einmal gesehen, früher auf der verbotenen Tafel, wo jetzt die Statue steht. Was bedeutet es?"

Ich sah mich um. Niemand könnte uns hören.

"Man erzählte mir, es sei die Frage nach dem Sinn darin verborgen", antwortete ich.

"Nach welchem Sinn?"

"Nach dem Sinn von allem, nach dem Warum - "

Erstaunt sah er mich an und kniff die Augen zusammen: "Sinn - Unsinn - sinnloser Sinn -, es gibt keinen Sinn! Dort steht es! Hast es nicht gelesen? - "

In diesem Augenblick schrie einer der Würfler von der Treppe herüber: "Pechvogel! Komm, es ist Zeit!"

Hastig erhob sich der Alte, nahm seine Krücken, klemmte die Flasche unter den Arm und humpelte los.

"Auf geht's, komm mit!" rief er zurück.

Ich zögerte. Dann folgte ich ihm.

In der Mitte des Platzes stand das riesige Standbild Fortunas, der Göttin des Geschicks. Von ihrem Haupt funkelte die goldene Krone, von ihrem Hals fiel das steinerne Gewand in langen Falten auf den Sockel der Statue hinab. Ihre rechte Hand, den Griff des Schwertes umfassend, zeigte nach unten, während ihr linker Arm das Heiligtum der Zeit gen Himmel streckte. Von dessen runder Fläche - ein Geldstück symbolisierend - fiel ein ovaler Schatten auf die Uhr der Kirche. Auf die Seitenfläche ihres Sockels war in großen Buchstaben das Wort gesetzt:

Gehorsam und Zufriedenheit
Sind des Volkes höchstes Gut
Drum frag nicht nach dem Sinn!

Wer glücklich sein und leben will
der denke nicht und frage
dem sei sein Los genug!

Der älteste der Spielbrüder hatte einen dichten, zersausten Bart; auf seinem Kopf die Mütze mit dem Zeichen der Geschickterten. Scharfer Brantweingeruch ging von ihm aus. Neben ihm saßen seine Würfelkumpane. Der eine, ein magerer, sehr krank aussehender Mann, nippte an einer Flasche Spiritus, der andere war ein junger Bursche, nicht älter als ich, mit kurzen, buntgefärbten Haaren und glänzenden Ringen an den Ohren.

"Komm her Pechvogel, komm! Laß uns dein Glück probieren!" rief der Bärtige und schlug die Hände zusammen.

Das Bunthaar hatte derweil ein schwarzes Tuch ausgebreitet.

"Wie heißt du?" fragte er.

"Justus - "

"Da hat dich dein Namen ganz schön betrogen, - hier, trink!"

Er riß dem anderen die Flasche aus der Hand und hielt sie Justus hin.

"Das Glück ist flüssig, wenn man wahres Glück nicht kennt - Prost Fortuna!" sagte er und soff. "Glückspilz, leg mir die Würfel!"

Das Bunthaar nahm einen ledernen Würfelbecher zur Hand. Er schüttelte ihn, zuerst sacht über dem Tuch, dann schneller, riß schließlich die Arme hoch, ließ klappernd den Becher über seinem Kopf kreisen, dann stieß er einen unverständlichen Ton aus und knallte den Becher auf den Boden.

Ohne ihn abzuheben, griff er mit der anderen Hand in seine Tasche und zog ein paar Geldstücke hervor.

Auf das Tuch waren sieben violette Punkte eingefärbt. Auf jeden setzte er eine Münze.

"Anonymus! Wasch ihm die Pfoten!" wandte er sich an seinen Kumpan.

Der Spiritustrinker griff nach der Hand Fiedlers und zog sie zu sich her; öffnete sie, beugte sich darüber und spie darauf. Dann nahm er ein wenig Staub vom Boden und vertrieb Speichel und Staub, indem er murmelte:

"Unkraut vergeht nicht
Dummheit stirbt nicht aus
Geld macht dich glücklich.
Schnaps macht es auch!"

Jetzt nahm der Bärtige das größte Geldstück, warf es in die Luft und fing es auf. Mit dem Rand der Münze fuhr er die Linien in der Hand des Krüppels nach.

"Eine Linie teilt und spricht
Zwei Linien schaffen Gleichgewicht
Zwei Linien sind auch Tag und Nacht
Das Bild von dreien Unruh' schafft.

Vier Linien zählen Jahreszeiten
Fünf Linien fassen Fünfecks Seiten
Sieben Wunder hat die Welt
Sechsmal bringt Fortuna Geld.
Zufall, Pech und Lethestrom
Dreimal schwarzer Adler -
Sag mir Würfel deine Zahl!"

Kaum hatte er dies gesagt, riß der Glückspilz seinen Becher vom Boden, und die drei stürzten darauf und fuhren fast im selben Augenblick wieder in die Höhe.

"Sieben Sechser, Leute! Hört, er hat sieben Sechser, der Pechvogel hat sieben Sechser!"

Im Nu waren wir umringt von den anderen. Ein Geschrei und Gejohle begann.

"Unglaublich! - Das hat es noch nie gegeben, das kann nicht sein! - Laßt sehen, wie das Glück aussieht! - " und alles drängelte sich, die seltenen Augen zu sehen.

Da fuhr eine scharfe Stimme mitten hinein.

"Was ist das für ein Auflauf! Verschwindet, nutzloses Gesindel!"

Oben, im Eingang der Kirche, war eine Türe aufgegangen. Ein Mann stand dort, um dessen Schultern ein weißer Mantel hing. Auf seiner Brust glänzte das Zeichen des Friedens.

Aus dem Gewühl erhob sich der bärtige Oberwürfler.

"Einer von uns ist freigewürfelt, Unfehlbarer Herr!" stotterte er schüchtern. "Hier - "

Justus Fiedler war aufgestanden. Sein Gesicht war auf einmal zu vollem Leben erwacht. Ängstlich und hoffnungsvoll blickte er den an, der dort oben stand, der so viel mehr war als er selbst, von dem es hieß, daß er als einziger aller Menschenkinder unschuldig und ohne Fehl und Irrtum sei. Und dieser Mann wandte sich nun ihm, dem kleinen, krummen

Justus Fiedler zu.

"Komm herein zu uns, mein Sohn!"

Zu den anderen aber sagte er: "Ihr haut ab! Geht, woher ihr kommt, wohin ihr gehört!"

Man machte eine Gasse frei. Zwischen der Schar seiner Kumpagne humpelte Justus Fiedler. Auf seine Krücken sich stützend, das gelähmte Bein nachziehend, ging er an ihren gebrochenen Gesichtern vorbei, floh unter den Fahnen ihrer Atem hindurch, den er auf einmal so deutlich schmeckte, mühte sich die Treppe hinauf auf die ersehnte Türe zu, hinter der die einzige Hoffnung lag, die ihm geblieben war. Dann entschwand er den Blicken derer, die bis zu dieser Stunde seinesgleichen gewesen waren und die er bald vergessen haben würde.

Eine Sekunde noch, bis die schwere Türe ins Schloß fiel, war der Vers des Liedes zu hören, mit dem die Versammlung der Geretteten die Feier beendete: "...danken wir, daß wir nicht sind wie diese, die da liegen vor unseren Türen..."

Draußen vor der Tür aber blieb das Heer der Verlorenen zurück: la grande armée, der große Haufen der Fertigen. - Nützlich die einen, nutzlos die anderen - das Leben ist ein Kegelspiel. Der Zufall stellt die Kegel, Fortuna läßt die Kugeln rollen. Die einen fallen früher, die anderen später. Kaum einer, der getroffen wurde, steht wieder auf.

So geht an manchen Menschen das Leben seicht und keusch mit geducktem Kopf vorbei. Hätten sie Glück gehabt, ihr Dasein wäre gleichmäßig, ihr Auskommen geregelt, und am Abend gingen sie zweismal ins Bett und schliefen den Schlaf der Gerechten. Sie hätten zwei Kinder oder drei, einen Wagen und vielleicht gar ein eigenes Haus. Bei schönem Wetter gingen sie sonntags spazieren, und bei Regenwetter blieben sie zu Hause

vor den Fernsehmaschinen. Sie wären geduldige Zuschauer der politischen Spiele und zuverlässige Staatsbürger. Ihr Leben hätte einen sicheren Sinn, und ihr Tod hinterließe in Gesellschaft und Familie eine tiefe Lücke.

Doch es hat nicht sollen sein. So ist ihr Dasein ein riesiges Bordell. Sie huren mit den Lastern des Lebens und besaufen sich in verpißten Ecken. Pennen bei Regenwetter auf Parkbänken, hocken bei Sonnenschein auf fremden Spielplätzen und fressen die Wärme, bis sie übertoll sind. Sind zweifelhaft und unversichert, und wenn sie einem geordneten Beruf nachgehen, so ist's dem glücklichen Zufall zu verdanken. Sie sind die Parasiten des Sozialstaates und die schlechten Beispiele der Kirchgänger. Keiner freut sich an ihnen, kein Redner gedenkt ihrer. Sie sind einfach und ungerechtfertigt da, und wenn es eine Möglichkeit gäbe, sie auf edle Tour zu beseitigen, so wäre alle leichter, widerspruchsfreier, zweifelloser.

Und wenn sich am Abend in den Mauern der armen Viertel ihre Spuren verlieren und die geschleckten Fassaden der Opern und Bankhäuser im Werbelicht glänzen, wenn die Zustände vertuscht sind, die Anonymus Pechvogel zu dem gemacht haben, was er ist, so klingt aus manchem Herz, unhörbar für das Ohr der Masse, ein Lied in die Nacht...

Oh meine Zeit —
satt sind deine Münder, wie krank deine Seelen!
Zu viele lassen den Mut sinken, verbannten
aus ihren Herzen, was die Zukunft liebte.
Wer alt ist und einsam geht, wird überfallen,
der Hilfe sucht gefragt, ob er bezahlen kann.
Um die Glücklichen schleichen die Neider
denn all ihr Glück ist gestohlen.
Undank schließt die Augen,
Stumpfsinn lähmt die Zungen.
Da fallen die einen, da siegen die andern. —

Da spricht der Freund zur Freundin:
 Es ist Zeit zu scheiden,
 denn du stehst tief in meiner Schuld.
 Und die Mutter spricht zum Säugling:
 Ich werf dich weg, was könntest du mir geben?
 Statt Umarmungen werden Fäuste geballt,
 wo man Feste gefeiert, starren kalte Mauern.
 Wer sich liebte, stellt sich Rechnungen aus,
 und wo Kinder spielten, werden Panzer gebaut.
 In den Heeren wachen Soldaten der Angst,
 und in den Wäldern starren Skelette. —
 Keiner weiß, wohin es treibt, keiner ahnt
 und jeder fürchtet
 den großen Schlund.
 Und eines Morgens, in den Liedern der Vögel,
 wenn der weiße Nebel sanft in ihre Täler fällt,
 eines Morgens beim Anblick der strahlenden Sonne
 wird sehnsuchtsvoll die Menschheit
 nach nur EINEM Glücklichen suchen.

Geigentanz

Das Los spaltet die Menschheit, zerreißt sie in Schichten
 und Klassen, läßt scheitern und gelingen. — Es reicht nicht
 aus, Mensch zu sein, nein! Sie werden sortiert.
 Eines ist, das die Menschen unterscheidet: Nicht, ob sie
 schwer sind oder leicht, stark oder schwach, schwarz oder
 weiß. — Jeder ist dadurch, daß er etwas Eigenes hat, das
 in keinem anderen ist. Darin sind sich alle verwandt, daher
 sind alle gleich. Jeder strebt danach, das Eigene zu bil-
 den, seinem Wesen Ausdruck und Gesicht zu geben; jeder
 weiß: Es wäre der einzige Weg, wirkliches Leben zu finden.
 Ohne diese Ahnung würde die Einsamkeit, in der sie letzt-
 lich sich befinden, alle zerreißen.
 Zugleich ist es das Gefährlichste, eigene Gedanken zu ha-
 ben. Sie wären Schlüssel und Anfang alles wirklichen Den-
 kens, und wirkliches Denken würde zum Tun, wirkliches Tun
 würde zum Denken, suchte sich Verbündete: Das wäre Leben.
 Damit es nicht soweit komme, werden Mensch und Mensch
 mit falschen Träumen abgefüllt; falsch, weil sie gar nicht
 die eigenen sind. Bei wenigen wird dennoch aus ihrem Stre-
 ben ein Wünschen und Wollen. Ihr Risiko ist hoch: Sie die-
 nen der kalten Intoleranz des Normalen als Herzeigemen-
 schen und, gehen sie zu weit, als sonderliche Spinner, Hin-
 übergeschnappte. Bei den meisten bleibt alles Streben, das
 sich nicht auf Feierabend und die eigenen vier Wände be-
 zieht, sondern auf die ganze Wirklichkeit ihres Lebens,
 ein dumpfes Sehnen nach Glück; das nie befriedigt werden
 kann, das nicht mehr ist als eine Laune, über die man bit-
 ter lacht wie über die Träume der eigenen Kindheit.
 Wehe aber, es taucht einer auf, der den dumpfen Sehnsüch-

ten Erfüllung verspricht! Dann wird Biedermann zum Brandstifter und blinden Rächer, dann wächst die Enttäuschung über das verschüttete Eigene an zum Haß gegen alles, das nicht gebrochen ist.

Das ist die Zeit der Rattenfänger, die mächtiger sind als alle Warner, deren Drogen vollbringen, was niemand ausdenken vermochte: den großen Schlund schmackhaft zu machen, wohin sie alle führen, um sie darin zu ersäufen.

Je mehr das Jahr sich neigte, desto eiliger begann die Zeit zu rasen. Schneller strömten die Tage, schneller verging der Sommer, allmählich schien jenes Gefühl aus dem Keller des Ungewollten ans Licht zu drängen und zu bedrückender Gewißheit zu werden: Dieses Jahr war das letzte.

Als am Tag des Großen Loses das Heer der Enttäuschten in die Glückstraßen getrieben wurde, hatten dort längst sich schlaue Händler eingefunden, um mit den um ihre Hoffnung Geprellten ihre Geschäfte zu machen. Entlang der Kaufhäuser und Schaufenster waren in langen Reihen Verkaufsstände aufgestellt, wo allerlei schmerztlindernde Gegenstände feilgeboten wurden. Da war Zuckerwatte und gebranntes Mantelzeug zu bekommen, da waren aber auch echte Splitter vom Kreuz des Friedens zu haben, längst verfallene Losblättchen mit goldenen Sternchen darauf, Bilder von Königinnen und Königskindern, ja, es wurden sogar kleine Porträts mit dem Gesicht des Unfehlbaren Herrn verkauft, unter welches dieser eigenhändig sein Signum gesetzt hatte.

So fanden auch jene, denen eigentlich keine Hoffnung geblieben war, doch noch zu einem bescheidenen Vergnügen, und die Zeil, jene berühmte Hauptader des Konsums, glich

bald mehr einem bunten Jahrmarktsbetrieb als einer seriösen Einkaufsstraße.

Zwischendrin waren immer wieder die monotonen Ausrufe der Zeitungsjungen zu hören, die 'Dummheit am Sonntag' anbietend, die, dank des neuen Nachrichtensystems, schon einen trostreichen Kommentar auf der Titelseite trug: Mehr Glücklose als je zuvor habe es in diesem Jahr gegeben, und das Photo unter den dicken Lettern der Schlagzeile, den Gang der Glücklichen zur Kirche zeigend, bestätigte dies.

Es ließ sich gut an, daß die Betroffenen sich in diesem Getriebe bald mit anderen, ihresgleichen Leuten vermischten, bei welchen das Los ihrer Sprößlinge weiter zurücklag und längst verwunden und vergessen war. Für die unentwegt Verzweifelten aber fand unten auf dem Römerberg ein großes Gelage statt, wo genügend Schwarzwein ausgeschenkt wurde, dem Vergessen nachzuhelfen.

"Freuet euch des Lebens, alles ist vergebens..."

spielte die Blaskapelle, doch das muntere Lied vermochte die Gemüter der hier Versammelten noch nicht recht aufzuheitern. Auch mich hatte eine seltsam gedrückte Stimmung erfaßt, und ich ging zwischen den Tischen auf und ab, in der Hoffnung, ein bekanntes Gesicht zu treffen. Endlich setzte ich mich zu einigen Familienvätern, die hier bei Wein, Geselligkeit und Hefeplätzchen den Tag aushielten.

- "Man muß es halt verwinden, 's wär vielleicht sowieso nichts Gescheites aus ihm geworden", meinte einer und tatschelte seinem Buben den Kopf, der, den Mund ganz mit Schokolade verschmiert, auf seinem Schoße saß.

"Man muß die Zähne zusammenbeißen", nuschelte ein zweiter

und zog an seiner Festtagszigarre. "Es geht uns doch gut, - was wollen wir mehr!"

"Es gibt Große und Kleine, so will es Fortuna", meinte der dritte. "Sei's drum, laßt uns trinken - laßt uns vergessen!" sagte er, und klirrend stießen die Gläser zusammen.

Man bemerkte mich. Grübelnd saß ich und sann, welche tiefe Macht dieses winzige Stück Papier und sein Zeichen zu dem machte, was es schien.

"Du, was hockst du so trocken herum!" stieß mich einer an, "da! Trink mit uns!"

Dankend lehnte ich ab, doch der Geselle fuhr darüber hinweg:

"Was! Hier gibt es nicht 'keinen Durst'!" und von den anderen stimmte es lauthals zu:

"Ausscheren will er, willst wohl etwas Besonderes sein!"

Das haben wir gern! - "

Man hielt mir einen Becher hin und wollte mich zwingen zu trinken.

In diesem Augenblick verstummt die Blasmusik; ein lauter Pfiff schrillte. Auf der Bühne stand ein großer Mann. Auf seinem Kopf saß schräg ein Cowboyhut, an seinen Hüften glänzten zwei silberne Colts.

"Boys and girls, men and women - For what do you wait?" schrie er laut in die Menge.

"I'll give you the real drug! - Follow me!"

"Was sagt er, was hat er gesagt?" fragten die Leute und tuschelten aufgeregt untereinander.

Da trat ein edel gekleideter Herr an die Seite des Cowboys, verneigte sich vor diesem; trat vor das Mikrophon, und aus

den Lautsprechern tönte seine Stimme.

"Leute! Dieser Mann kann euch retten! Wenn ihr ihm folgt, er wird euch befreien! - Er weiß, was wir brauchen!"

Der Mann - einen Moment schien mir, es sei Fernand, doch nein, der war es nicht! - fuchtelte mit den Armen, und der Cowboy zog seine Pistolen und schoß in die Luft.

"Come on! Let's fight against the evil, against the others, against the feeble!" schrie er wieder, und sein Begleiter erklärte:

"Ein Feindbild brauchen wir! und Sicherheit brauchen wir auch! und einen Leithammel brauchen wir am meisten! - Folgt ihm nach! - "

Er öffnete seinen Diplomatenkoffer und zog dicke Bündel von Geldscheinen hervor und warf sie mitten in die Menge. Doch keiner achtete auf ihn, denn der Mann mit dem Cowboyhut hatte sich von der Bühne auf sein Pferd geschwungen und ritt los.

Und die Menge raste ihm nach.

Nicht alle waren zu diesem sausenden Gelage gekommen. Mancher Zeitgenosse war nach der Verlosung still und heimlich nach Hause geschlichen, um die Schande seiner Familie vor der Welt zu verstecken, die Mehrzahl der Menschen aber war bei den Schaubuden auf der Zail geblieben.

Abseits von diesen, am Anfang der Straße, wo jener rostige Eisenstab in den Boden geschlagen war, waren in einem großen Kreis die Penner versammelt. Sie lachten und klatschten hell mit Händen und Füßen, denn in ihrer Mitte bewegten sich drei seltsame Gestalten:

Es war die purpurrote Zipfelmütze eines Menschen zu sehen,

der an seiner Schulter ein zierliches Geiglein hielt, auf dem er wie besessen spielte. Der Bogen seiner Geige schien aus reinem Gold, denn er funkelte, auf- und absausend, wie ein echter Blitz.

Um den Geiger tappte eine noch merkwürdigere Gestalt. Die hatte keinen Kopf, an Stelle der Beine waren zwei hölzerne Stöcke unter die stumpfen Knie geschnallt; ihre Unterarme waren nichts als dünne, knochenartige Stäbe, mit welchen sie scheppernd und laut auf eine blecherne Trommel schlug, immerzu rufend:

"Hanswurst! Hanswurst! -
Zeig dem deutschen Michel deinen Spiegel!"

und die Orden an ihrer Brust hüpfen bei jedem der stelzenden Schritte auf und ab.

Um diese beiden aber tanzte ein Clown, wie er uns von den Zirkussen bekannt ist. Der hatte in seinen Händen einen glänzenden Spiegel, den er im Rhythmus seiner Tänzes an sich zog und wieder von sich stieß, um ihn dann einem der Zuschauer vor das Gesicht zu halten; worauf diese stets hellauf zu lachen begannen - sahen sie doch in jenem Spiegel das nackte Gegenteil dessen, was sie wirklich waren.

Indes hatte der Cowboy mit seinem Gefolge die Zeil erreicht. Fensterscheiben klirrten, Schüsse krachten, der Held schrie seiner wachsenden Anhängerschaft eine kurze Rede ins taube Ohr, dann tobten sie besinnungslos weiter. Es gälte, so war zu vernehmen, das Hochamt zu sprengen; keiner dachte daran, daß dieses längst zu Ende war. -

Als der Zug sich dem Haufen der Penner und dem komischen Trio näherte, geriet er ins Stocken. Alle Augen wandten

sich dem Anführer zu; man wollte erfahren, was das Gebot der Stunde nun forderte.

Da trat aus dem Kreis der Verachteten der Clown hervor. Frech hielt er der Masse seinen blitzenden Spiegel entgegen und schaute sie triumphierend an.

Schlagartig war es still.

"Schaut hinein, seht eure müden Gesichter! Seht, wie häßlich sie sind, wie blaß, wie entstellt eure Züge!" rief er aus und schritt auf den berittenen langen Lulatsch zu. Als hielt er ein magisches Stück in der Hand, wichen die Menschen vor ihm zurück. Einen Augenblick schien es, daß die Aufgewiegelten vor dem Bild des eigenen Gesichts die Flucht ergreifen würden.

Aber das Gesicht ihres Führers war aus Stein.

Als der Clown seinen Spiegel zu ihm in die Höhe streckte, trat ihm der Cowboy mit dem Stiefel ins Gesicht. Und die Masse, als ob sie nur auf ein Zeichen gewartet hätte, zögerte nicht länger; die Spannung brach auf, und die nunmehr Gesichtslosen stürmten los, und das ersehnte Pogrom nahm seinen Lauf.

Hinter ihnen blieb ein wüstes Feld von zertrampelten Menschen, Leibern und Knochen zurück. Die Statue der Fortuna lag umgeworfen quer über dem Platz, der gekrönte Kopf hatte eine Seitenwand der Kirche aufgerissen, und unter ihrem wuchtigen Leib lagen zerquetschte Gestalten und hauchten ihr elendes Leben aus.

Den Geiger aber und seine Genossen hatte man an den Nagel der Wünsche gehoben und sie dort aufgehängt.

Unten am Main hatte ein mächtiges Schiff festgemacht. Dort hin jagte die Masse.

Von den Masten des Schiffes grinsten das Sternenbanner und die schwarz-rot-gelbe Flagge des Adlers mit der Totenmaske. Auf dem Oberdeck des Schiffes war eine lange, silberfarben gestrichene Kanone aufgestellt; "ABC - Wunder" stand darauf geschrieben, in giftgrünen Buchstaben.

Hier fand nun ein großes Fest statt.

Bis spät in die Nacht wurde um das goldene Kalb getanzt, und der Cowboy und seine schlaun Gehilfen betörten und beturnten ihr blindes Gefolge mit dem Gift der Wunderdrogen. Da gab es endlos zu trinken vom Schnaps der Furchtlosigkeit, vom Sekt der Mutlosen und vom Wein der verlorenen Hoffnung. Und als es Morgen wurde und niemand an Bord mehr wußte, ob er nüchtern und bei Sinnen sei, stieß das Schiff vom Ufer ab, fuhr los, den Main hinunter, dem Ziel dieser Epoche entgegen.

Noch glaubte es keiner, daß dieses Ziel ein tiefer, feuriger Schlund sein würde; denn niemand hatte den Namen des Schiffes gesehen, das einfach 'Untergang' hieß; auch konnte sich keiner der Schiffe besinnen, auf denen einst seine Väter, Großväter und Urgroßväter, ja ganze Generationen mit wehenden Fahnen in ihren Untergang gesegelt waren. Und könnte man sie später noch fragen - nachdem es also zu spät gewesen sein wird -, keiner würde sagen, er hätte etwas gewußt. Und keiner könnte sagen, er hätte nichts gewußt.

- später also, wenn das Licht zu Eis erstarrt
und das Wort zu Stein erfroren,
wenn die Gesichter ihre Stimmen verloren
und die Augen tot sind und matt,
wenn die Quellen aufgebraucht sind
und kein Blut mehr zu nichts gerinnt,
- wenn es zu spät sein wird, nur Vergessen noch hülfe,
und keiner mehr ist, der noch vergessen könnte —

Mondgesicht

Der Zukunft ist schon lange die Unschuld genommen. Gestern wurde aufgebraucht, was morgen fehlt. Dazwischen das Heute; eine weite Landschaft, vollgepackt mit Kanonen, Skeletten und Lügensystemen. Es ist eng in dieser Landschaft Heute, und wenn sie's auch nicht merken, fast aussichtslos das Treiben. Nur am Horizont ein schmaler, roter Streifen. Dort, weit hinter aller Schuld der Geschlechter, wo Unschuld und Reinheit längst nicht mehr den Gesetzen der Angst entstammen, dort liegt, was in manchem schon heimlich zugegen ist. Die Gesichter des Einfachen erzählen davon: Das Schöne läßt sich nicht greifen mit Macht und Gewalt, läßt sich nicht häufen an kleinen Punkten. Es ist in den ganzen Zusammenhängen verborgen.

Es liegt nicht diesseits, es liegt jenseits; als eine menschliche Möglichkeit sozusagen.

Am Ende des Jahres, als ich viele gesehen hatte, Sehende und mehr noch Geblendete, Glückliche und mehr noch Unglückliche, Hoffnungsvolle und mehr noch Verzweifelte, ging ich zu dem, den ich einst gefunden hatte, als ich einen Menschen suchte.

Ich fand ihn in seiner kleinen Wohnung; schlafend lag er da, und ich setzte mich leise an den Tisch.

Es war ein strahlender Dezembertag, der den kalten Boten des Winters ihre Härte nahm. Durch das Fenster in der Dachschräge fiel hell das Sonnenlicht herein.

Mein Blick ging durch das karg möblierte Zimmer. Sehr einfach war es eingerichtet, ein Bett, ein Tisch, ein Kühlschrank, ein Schrank für die Kleider.

Oben auf dem Schrank stand der große Samowar und daneben und auf dem Fußboden an der Wand die leeren Flaschen von Bier und billigem Wein. - Ach, Allah gefällt es, wenn es uns gut geht! pflegte Mehmet zu sagen, wurde er darauf angesprochen.

Auf dem Külschrank ein kleiner Kocher und Mehrets spärliches Kochgeschirr; zwei Töpfe, ein paar Teller und Tassen, Dosen, Besteck. Darüber an der Wand das Regal; ein Wörterbuch, ein paar türkische und deutsche Bücher, eine Porzellanfigur, eine Kerze, das Radio. Sonst waren die Fächer leer.

An der Wand über dem Bett hing ein farbiger Wandteppich, der den Bosphorus zeigte, die große Brücke in Istanbul. Am Seitenbrett des Schrankes, gerade über dem Kopf des Schlafenden, ein einziges Foto: das Gesicht einer Frau. Darunter, auf ein Papier geschrieben, drei türkische Wörter. Sonst waren die Wände leer.

Bei der Tür an der Garderobe zwei Arbeitshosen, eine Jacke, ein Ledergürtel; darunter zwei Paar Schuhe, ein Fußball, ein Brettspiel.

In der Mitte des Zimmers ein niedriger Tisch, dazu zwei Sessel und zwei Stühle; von der Decke hing nackt die Glühbirne. Am Kniestock unter der Dachschräge ein Elektroofen. Sonst war nichts im Raum.

Die leeren, weißen Wände machten ein helles Spannungsfeld aus, in das die Gegenstände eigenartig betont hineinstanden. Die Einrichtung war nicht anspruchsvoll, eher ärmlich, doch wirkte der Raum nicht trist sondern so, als fände alles in ihm zu einem wesentlichen, ursprünglichen Verhältnis zurück.

Vor mir auf dem Tisch stand ein Teller mit Nüssen, ein angefangener Brief daneben, drei Teetassen, ein Aschenbecher. Ich rauchte.

Ich betrachtete den Schlafenden. Mehmet lag ausgestreckt auf dem Rücken, unter dem Kopf das Kissen, die Arme hielt er über dem Bauch verschränkt. Aus seiner Tasche war der Geldbeutel gerutscht, das Federbett war zwischen ihm und der Wand zusammengedrückt. Auf dem Boden vor dem Bett lagen die Schuhe.

Dieses Gesicht - Der Mund stand halb offen, die Züge waren entspannt, die Nasenflügel zitterten schwach beim Atmen. Über den Lidern zogen sich die Brauen in leichten Bögen, stieben auf der Nasenwurzel keck auseinander, um in den Augenwinkeln in feine Fältchen Überzugehen. Die Stirne war glatt; nur an den Schläfen fiel das kurze, dichte Haar schon auffallend zurück.

Noch ein paar Tage würde Mehmet hier sein. Dann wollte er zurückkehren nach Hause.

Ich wußte, daß ich ihn nie mehr sehen würde. Ich dachte an die Abende, die wir bis spät in die Nacht zusammengesessen hatten, wo er mir die Texte der türkischen Lieder übersetzte und von seinem Land erzählte, dem Land mit der eigenartigen Sprache und den strengen Gesichtern, deren Züge so viel verschlossen hielten, jenem Land, das so fern war, das ich mir nicht vorstellen konnte...

Mehmet wachte auf. Er streckte sich, gähnte, dann sah er zu mir.

"Wo warst du so lange? Überall habe ich dich gesucht!" begrüßte er mich.

"Ich bin in meinem Land gereist, ich wollte es kennenlernen", sagte ich. "Zu viel habe ich gesehen, - es ist arm und ist reich, es ist traurig und schön, gesund und verrückt und auch krank. Ich kann es nicht fassen! - "

Er stellte Essen auf den Tisch. Brot, Zwiebeln, Paprika, Eier, Käse.

"Dein Land -, in ein paar Tagen werde ich von hier gehen, für immer. Ich freue mich so! Sie warten auf mich!"

Ich erzählte ihm vom großen Fluß; von den Wächtern am Tor, vom Land meiner Kindheit und dem Zauberkreis dahinter, von den sieben Bergen und von den Bauchladenmännern. Und dann sagte ich ihm, was mit dem Geiger geschehen war.

"Die Stadt kommt mir vor wie ein Urwald, der die Gesichter verschluckt", sagte ich. "Die meisten sind ganz allein hier, und es sind ihrer doch fünfhunderttausend! - Was nur macht sie so ängstlich?"

"Es ist so," antwortete Mehmet, "je dichter die Menschen wohnen, desto einsamer sind sie. - Sieh ihre Augen: Es werden ihnen tausend Bilder gegeben, an den Wänden, an den Plakaten, in den Filmen, aber sie sind hungrig. Sieh ihre Ohren: Sie werden betäubt mit Tönen, aber sie sind durstig nach Musik. Die Armen haben zu wenig, und die Reichen haben nicht genug. Hier sind die Menschen nicht glücklich! Sie sind böse zu uns Fremden, obwohl wir freundlich zu ihnen sind. - Sie sind böse zu sich selbst! Wo sind ihre Alten, wo sind die Kranken? Sie haben alle versteckt!"

"Sie haben Angst, das Glück zu verpassen", sagte ich. "Sie denken, es käme von alleine. Sie meinen, man müsse mächtig sein und reich, dann käme das Glück. Aber auch die Reichen gehen wie Schatten umher, als Hüllen, die hohl und ver-

brannt innen sind. Der Staub in den Augen und das Gift in den Ohren, das macht uns krank und stumm. Sind wir deswegen böse?"

"Wenn wir andere Zufälle gehabt hätten, wären wir vielleicht alle Brüder", meinte er. "Alles wäre viel leichter - "

"Wie ist es möglich, Brüder zu sein? Alle wollen etwas anderes, die einen leben für sich, die anderen treten hinaus. Und jeder hat Recht. Wie sind sie verschieden, wo sie alle dasselbe suchen? - "

"Das Leben will diese Vielfalt. Schau an den Himmel hinauf, - die Wolken!"

"Ach, die Wolken! Die sind halt getrieben vom Wind und kennen kein Ziel. Wir aber suchen und suchen, und finden nichts. Ist es nicht sinnlos? - Es liegt soviel Schuld hinter uns, und soviel Schuld ist noch vor uns!"

"Leben ist Suchen, es ist nie fertig. Deshalb ist es nicht sinnlos - Solange man lebt, hat man Hoffnung. Sogar der Verzweifelte hat sie noch, solange er ißt, sogar der Ertrinkende, solange er atmet. - "

Wenn man Schuld hört, dachte ich, so denkt man gewöhnlich gleich an etwas, das mit eigener Bosheit und Schlechtigkeit zu tun hat. - Meint sie nicht etwas anderes? Hat sie nicht mehr mit nicht-anders-Können zu tun, mit Unfreiheit und Tod, mit allem, was man fürchtet? Vermag sie nicht allein deshalb einen zu jagen, weil sie Angst macht, wo sie verdrängt bleibt? Macht die Schuld unserer Zeit nicht alles unmöglich? Gräbt sie der Zukunft nicht die Wurzeln ab? 'Hoffnung' - was ist das für ein Wort?

"Was heißt dieser Satz unter dem Bild dort?" fragte ich ihn. "Wer ist sie?"

"Es ist von einem türkischen Dichter, - 'sevda ateşten
gömlek' - die Liebe ist ein Hemd aus Feuer.
Es ist meine Frau, meine beste Freundin", fügte er hinzu.
"O, ich freue mich auf die Heimat!"

Auch dort hausten die Totengräber und verwüsten das Land,
und die Menschen schreien nach Arbeit und Brot. Woher
nimmst du deine Hoffnung? dachte ich und wollte es nicht
äußern, um seine Freude nicht zu stören.

Auf dem Tisch stand ein Topf mit einem Kaktus. Den hatte
ich vorher nicht gesehen. Zwischen seinen Stacheln trieben
kleine, rote Blüten.

Mehmet stand auf. Er holte ein wenig Wasser und goß es
darüber. Und plötzlich, als sähe er meine Gedanken, sagte
er:

"'Umut' heißt sie bei uns, die Hoffnung. Sie kommt nicht
von allein - man muß sie sich bilden und kneten. Dann ist
sie wie Hefe im Teig. Das will der Apparat verhindern.
Die Hoffnungslosigkeit ist es, was die Gesichter entstellt.
Umut - das ist der Atem, das ist das Leben" -

Als ich das Haus verließ, war es Nacht geworden. Die Luft
war trocken und kalt; bald käme der erste Schnee.

Oben, am bewölkten Nachthimmel, stand der Mond. Hin und
wieder brach er zwischen den Wolken durch, die unter ihm
zogen.

Mir fiel ein Lied ein, das mir mein Vater oft am Abend
gesungen hatte, als ich klein war.

Seht ihr den Mond dort stehen?
Er ist nur halb zu sehen
und ist doch rund und schön.

So sind wohl manche Sachen,
die wir getrost belachen,
weil unsre Augen sie nicht sehn.

- so hatte es darin geheißen, und ich summte die Melodie
vor mich hin und sah ihn an.

Der Mond stand voll und hell am Himmel. Dunkel schimmerten
die Flecken auf ihm, in denen sein Gesicht sich zeigt.

Über Jahrtausende hat er uns die Zeit angegeben, und nun
sind sie aus hungriger Erde zu ihm hinaufgeflogen und mit
ihren Fahnen auf ihm herumgegeistert, die Retter der Freiheit.
Was suchen sie nur?

Nein, dachte ich, sein Geheimnis finden sie nicht!

Und ich lachte hinauf.

Und, was die schlauen Beobachter an den Radarschirmen der
Raketenbasen und Abwehrzentralen nicht sahen:

Das Mondgesicht lachte zurück.

Wenn ein Jahr zu Ende geht -, wenn seine Stunden verstrichen,
die Sekunden verfallen -,
wenn die Lügen der Zeit sich erschöpfen - man könnte meinen,
dann sei es Zeit: alles änderte sich.

Aber es geht weiter, wie es gekommen ist, nur manches tritt
nackter zu Tage. Vieles bleibt liegen, verschüttet und vergessen,
wartet darauf, endlich zum Leben erwachen zu können...

Verschüttet

Verborgen
unter Asphalt
die Wurzeln unserer Erde

Verhüllt
in Nebelschleier
die Spitzen der Giftschoornsteine

Versteckt
hinter Kasernenmauern
die Folterkammern der Machthaber

Verdrängt
in Zellen der Vergessenheit
der Faschismus von vorgestern

Verdeckt
vom Lauf der Zeit
die Hoffnung von gestern

Und verschüttet auch
unter unseren Fassaden
unser wahres Gesicht.

Nachtrag

Am letzten Tag des Dezember ging die Welt unter.
Sie bäumte sich noch einmal auf, doch es nützte nichts.
Am Abend des letzten Tages gab es kein Ende und keinen
Anfang mehr. Der Kreis des Versäumten hatte sich endlich geschlossen. Unwiderruflich.

Und hier endet diese Geschichte, und wir kehren zurück
in die Wirklichkeit:

Noch leben sie. Sind gebrochene Kinder. Fliehen am Tag und in der Nacht.

Sie fliehen sich. Sie äugen ängstlich um sich, verstecken sich. Schleichen um blitzende Lockvögel in blitzenden Schaufenstern, kaufen sich Lügenblätter, verwandeln sich des Abends im Bett in kleine Könige, die sie am Tage nicht waren. Lehrjahre sind keine Herrenjahre: Ihre Lehrjahre währen das ganze Leben.

Sind gebrochene Kinder. Nach dem Anfang ihres Lebens müde geworden, werfen sie ihre Enttäuschung nach außen; die Kinder, die eigenen, sollen es einmal besser haben. Sie erkennen ihre Zeit nicht, sie erkennen ihre Machtlosigkeit nicht, sie erkennen die eigene Geschichte nicht. Fügen sich und modern. Ihre Zeit, wie ist sie hinfällig! Sie folgen dem leeren Gerede dahergelaufener Großer, und zu gegebener Zeit werden sie sich wieder in Gaskammern stecken und mit langen Messern die Bäuche aufschlitzen. Was sie mit ihresgleichen machen, machten sie zuvor in sich mit sich selbst. Was ich nicht hatte, sollst du auch nicht haben. Ihre Angst vor der Wahrheit, ach!, ihre Angst vor den eigenen entstellten Gesichtern. Wo immer sie in den lebendigen Spiegel fremden Gesichtes blicken, erschrecken sie. Hassen, neiden, schmähen. Betrügen selbst ihr Allerliebstes um der Flucht willen.

Die Mägen sind voll, weil die Hungernden so weit weg sind, und die Mäuler sind satt. Aber die Seelen sind es nicht.

Die Verflechtungen zwischen allem, die Würmer, die das Holz zerfressen: Die Seelen der Menschen sind aus Holz.

Draußen die Bäume, sie sterben schon ab.

Zum Schluß

Zu Beginn dieses Buches habe ich etwas über den Anfang, über meinen eigenen auch, geschrieben. Was gibt es noch zu schreiben, wenn ein Buch zu Ende ist, wenn der Leser die Buchstabenwelt verläßt und zurückgeht in die wirkliche Welt, die selten eine reichere, oft eine zerrissener als die des Buches ist? - Eines ist beiden Welten gleich: die Zeit, aus der sich keine von beiden zu lösen vermag. Die Zeit, die sich nicht nur aufs eigene begrenzen läßt und in der es doch zugleich als einzelnes gefangen scheint wie in einem großen Zuber, aus dem es nicht aussteigen kann.

Könnte einer die Zeit messen - tonnenschwer wöge die verbrauchte Zeit, und der große Haufen würde schwerer von Sekunde zu Sekunde, mit jedem Augenblick fiele von neuem ein Gramm auf ihn und es nähme kein Ende. Doch niemand gibt es, der sie fassen könnte. Denn die Zeit ist ein großer Strom, aus dem wir das Leben und das Heute schöpfen, um es alsbald wieder zu verlieren über Nacht und verwandelt zu wissen in ein Gestern und ein Morgen.

Je älter wir werden, desto schneller scheint der tiefe Strom der Zeit zu fließen, und angstvoll blicken wir ihm nach, als hätte er ein Stück von uns verschlungen. Als Kinder haben wir den Blick zurück nicht gekannt, da gab es nicht viel Vergangenheit, und die wenige war nichts gegen die unendliche Zahl der Tage, die noch kommen würden. In die hinein legten wir den ganzen Reichtum an Leben, an Zeit und Zukunft, den wir uns vorstellen konnten. Wenn ich einmal groß bin, dachten wir, und das Wünschen hat uns geholfen, groß zu werden. Da erst erkannten wir die Zeit in ihrem Flusse, und er kommt uns nun mitunter als ein Feind und nicht mehr wie ein Freund vor. Wir werden befangener, ängstlich darum bedacht, daß wir nicht zu viel preisgeben an unseren Tagen.

Vieles versinkt in diesem Strom und wird vergangen. Zurück bleibt ein Schmerz, wenn es etwas Schönes und Frohes war, das wir erlebten, oder es bleibt eine Erleichterung, wenn es schlecht und fürchterlich war. Dann gibt es auch Augenblicke, in denen finden sich Gedachtes und Gefühltes zusammen und verdichten sich zu einer völligen Einheit. In diesen Momenten wird die ganze Energie spürbar, die dem Leben innewohnt, an der es so leicht und so oft vorbeigeht. Manches aber von dem, das wir vergangen glauben, verschwindet nicht. Immer wieder taucht es auf und gerade dann, wenn es vergessen werden soll, erscheint es vor unseren Augen. Es ist, als ob der große Fluß nicht mit sich nehmen wollte, was vor der Zeit hineingeworfen wurde und noch lebte, als verweigerte er die Aufnahme von allem, das seiner Erinnerung beraubt und in ihn hineingestoßen wurde. Anderes wiederum nimmt er mit sich und gibt es nie mehr her. Das sind jene Dinge, an die eine Gedächtnis zurückbleibt und die in einer seltsamen Verflechtung von Gegenwart und Vergangenheit lebendig bleiben und unsere Geschichte bilden. Im Erinnern schält sich die Zeit, das Gedächtnis fällt Gelöstes vom Ungelösten aus. Zuviel aber wird ertränkt in der Flut. Ganze Jahre verschwinden darin und gehen unter, Erinnerungen, die nie gewesen sein und Taten, die nicht mehr die eigenen sein sollen. Heere von Namenlosen, deren Rechte zu nichts gemacht wurden, ja die Asche ganzer Büchereien und die riesigen Listen mit den Namen Verschwundener aus aller Welt werden in dem großen Strom versenkt. Aus dem Strom der Zeit wird der Strom des Vergessens. Sein Wasser ist nicht mehr klar und sprudelnd, es ist trübe und giftig geworden. Lethe hieß dieser Fluß in der antiken Sage, der durch die Vorhöfe der Unterwelt floß. Von ihrem Wasser tranken die Toten, waren sie einmal über den Fluß des Scheidens und den Fluß der Klagen gelangt. Aus dem Wasser der Lethe schöpften

sie den Trank des Vergessens, und alle Erinnerung an das Leben löste sich auf in nichts. Heute hat das Wasser der Lethe einen anderen, viele Namen bekommen. Es gibt ihn zu kaufen und zu trinken in tausend verschiedenen Formen, in Warenhäusern, Fernsehmaschinen und Kirchen, in vornehmen und gewöhnlichen Kneipen. Man bekommt ihn billig und teuer, als Armer und als Reicher, als Gescheiter und Nichtgescheiter. Er wird getrunken, die fünf Sinne zu betäuben, daß sie den Betrug nicht merken, der mit ihnen getrieben wird und die Gesichter entstellt. Denn der Durst seiner fünf Sinne ist zu groß, als daß der Mensch ihn vergessen könnte, und es fordert viel, ihn zu betäuben, das Schnaufen und Schmecken, das Hören und Sehen, das Reden und Singen, das Denken und Treiben, das Lieben und das Leiden.

Der Strom des Vergessens, in dem das Leben untergeht. - Den Tod des Vergessens starben die Wurzeln, lang bevor die Zweige starben. Denn verflochten sind Kronen und Wurzeln, und eins sind Wurzel und Krone. Eins sind Gestern und Morgen, dem Heute gehört das Leben. Es will fließen in den Fasern der kleinsten Wurzeln und will steigen in die Spitzen der Kronen. Die Seele läßt sich nicht halbieren. Sie ist in der Welt des Wirklichen wie in der Gegenwelt ihrer Wurzeln. Unter Asphalt liegen die Wurzeln des Lebens, unterm Gelärm der Städte das Wesen des geschehenden Ganzen. Im Moder des Vergessens fällt die Zukunft hin, bevor sie gekommen ist; von seinem Gift fault das Holz der Zeit, bevor es gewachsen ist. Der Strom der Unterwelt wirft seinen Schatten in die Menschen, und sie werfen ihn wieder hinaus aus sich und ihren Häusern. Sie schließen die Augen vor dem Blick in die Tiefe des Erkennens, zum Moloch der Kanonen und zum Gift der Fabriken. Noch sind die Mägen voll und die Münder satt, weil die

"Ich glaube, daß der Dichter unserer Zeit sich nicht allein am Schreibtisch zu entscheiden hat. Wenn der Dramatiker den Kämpfen der Welt ausweicht, gerät er in Gefahr, ästhetisierender Privattier zu werden.

Der mitkämpfende Dichter wird stärker, als der nur mitleidende es vermag, die Kraft zu jener künstlerischen Gerechtigkeit bekommen, die notwendig ist, um Menschen und Dinge nach den ihnen eigenen Gesetzen zu gestalten."

Ernst Toller

Das Schreiben geschieht einsam. Es ist fragwürdig und doch so dringend, daß es irgendwann keinen Aufschub mehr verträgt. Dann muß es sich zurückziehen in die Stube, um Besinnung zu finden und darin Wurzeln zu schlagen. Es mag den Anschein erwecken, der Schreibende sei abgewandt vom Geschehen der Zeit und entrückt in eigene Höhen. Aber es ist nichts, als der verzweifelte Versuch, das lähmende Schweigen zu brechen, das das Getöse der Rattenfänger über alles wirft. Man sagt, die Dichter seien Seismographen der Zeit. Aber die Erdbeben sind nicht von allein. Sie sind von Menschen gemacht.

Hungernden so weit weg sind. Aber die Seelen sind es nicht. Und die Kinder fliehen ins Diskolicht der heilen Welt. Gelobt ist der Schein, heilig das Tabu, erschreckt das Rätsel der Dunkelheit. Neonlicht wird gegen sie gesetzt, gegen alles Geheimnis, gegen die Angst vor dem Verschwinden, gegen die Furcht vor der Wahrheit des Unsichtbaren.

Die sichtbaren Hinderer aber bestehen weiter, gerechtfertigt von allerlei Sachzwang der Zeit, ungeachtet des nahen Endes, wohin sie führen. Würfe der Mensch seine Augen dahin, nannte er endlich beim Namen, was ihn zerstört: Er wachte auf in der Angst, - oder er erwachte zum Leben.

Über vergessenen Wurzeln ist die Zukunft Gespenst geworden. Aber die Aussichtslosigkeit vermag den Mensch nicht zu ernähren. Immer wieder wuchern, aus den Rissen des Betons und in den Nischen der Macht, neue Disteln. Sie sind ärgerlich und stachlig, Unkraut für die klug kalkulierenden Gärtner der Macht, und sind Hoffnung für die vielen, die dem lähmenden Gift sich widersetzen, zäh, ärgerlich, stachlig, die Tagträume liebend.